

Ahnenbuch der Familie Lipka

Für das Internet
neu überarbeitet von
Martin Lipka

© Martin Lipka 2017

Inhalt

Vorwort	4
Ahnentafel	5
Der Name Lipka	6
Biografische Skizzen	11
1769: Jacob Paweltzik oo Kascha Gacioch	15
1772: Johann Lange oo Elisabeth Tanmann	17
1794: Daniel Lipka oo Barbara Pawelczyk	19
1798: Michael Lange oo Elisabeth Klebau	22
1800: Hermann Prange oo Florentine Lange	24
1813: Gottfried Korsch oo NN	26
Gottfried Korsch	26
NN, die unbekannte Ehefrau	29
Dorfschule Streckfuß	32
Die Pensionierung	38
Die Kinder	48
1825: Jacob Lipka oo Anna Joswich	58
Die Kinder	59
1826: Johann Prange oo Christina Lange	66
1861: Caroline Becker o-o Richard Decomé	68
1862: Ernst Korsch oo Wilhelmine Prange	73
Ernst Korsch	73
Die Ehe von Ernst Korsch und Caroline Schlieter	75
Wilhelmine Prange	78
Die Ehe von Ernst Korsch und Wilhelmine Prange	80
1868: Martin Lipka oo Marie Dobrowotzki	83
Martin Lipka	83
Marie Dobrowotzki	88
Ehejahre	89
Die Kinder	93
1888: Oskar Becker oo Martha Korsch	106
Die Kinder	113
1909: Karl Lipka oo Anna Becker	116

Karl Lipka	116
Anna Korsch/Prange/Becker	119
Ehejahre	124
Anna Lipkas Witwenjahre bis 1948	129
Die Kinder	132
Land und Leute im Osten	135
Masuren	138
Das Weichseldelta	150
Elbing	153



Vorwort

Die nüchterne Aufstellung der Vorfahren mit ihren Geburts-, Hochzeits- und Todesdaten in einer Ahnenliste ist eine unverzichtbare Grundlage für jede Familiengeschichte, aber auch nicht mehr.

Eine richtige Ahnengalerie entsteht erst dann, wenn aus mündlichen Überlieferungen, aus Quellen und Dokumenten und nicht zuletzt aus der Einbettung in Raum und Zeit Lebensbilder der einzelnen Personen entstehen.

Mit dem Raum und der Zeit befasst sich insbesondere das Kapitel „Land und Leute im Osten“ am Ende des Buches. Vielerlei Hintergrundinformationen sind dort zusammengefasst, damit sie nicht in den Lebensbildern als Abschweifung stören.

Die letzte der „biografischen Skizzen“ befasst sich mit dem Paar Karl Lipka und Anna Becker. Hierbei stellte sich das Problem, die Persönlichkeitsrechte ihrer noch lebenden Nachkommen zu beachten (vgl. die Bemerkung zum Datenschutz auf S. 14). Ich hoffe, einen Mittelweg gefunden zu haben, mit dem sich alle konkret Betroffenen einverstanden erklären können.

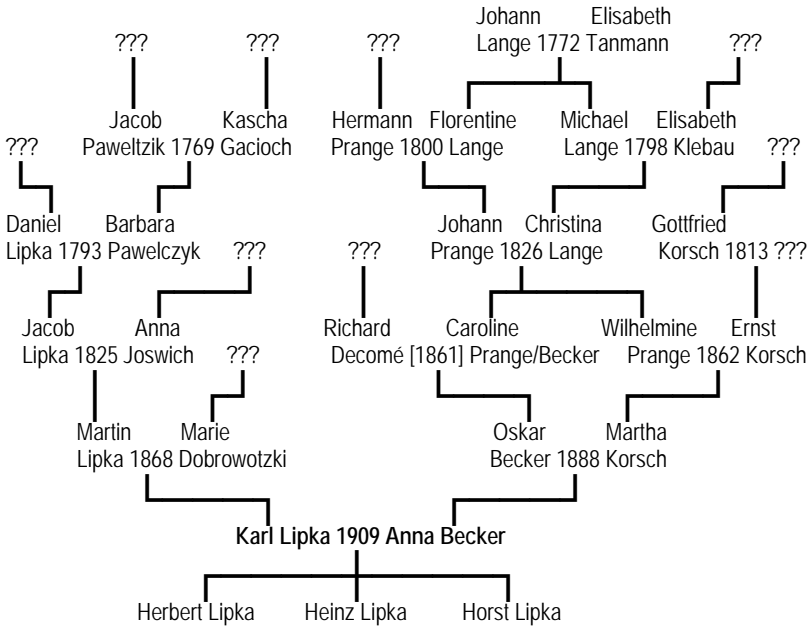
Wo es wünschenswert schien, die alten deutschen Orts- oder Straßennamen zur besseren Orientierung um die heutigen polnischen Bezeichnungen zu ergänzen, sind diese in spitzen Klammern beigegeben.

Über Hinweise auf neue Erkenntnisse, die mir bei meinen bisherigen Nachforschungen entgangen sind, würde ich mich freuen, desgleichen über eine kurze Rückmeldung, wenn jemand Fehler oder Irrtümer in dem Buch entdeckt.

Hamm, im April 2017

Martin Lipka

Ahnentafel



Die Jahreszahlen beziehen sich auf den nachgewiesenen oder vermuteten Heiratstermin, im Falle der eckigen Klammern auf das Jahr des Seitensprungs.

Der Name Lipka

In ihrer Stader Chronik berichten Heinz und Christel Lipka:

Über die Herkunft des Namens „Lipka“ gibt es keine bewiesene Erklärung. Vermutungen tauchten jedoch immer wieder dafür auf, dass der Ursprung im pruzzischen oder polnischen Sprachbereich zu suchen wäre. Von der Grundform für den Baum „Linde“, nämlich dem Wort Lipka ausgehend, sah man in der in diesem Sprachbereich besonders geschätzten Koseform, nämlich Lipka, was mit „Lindchen“ zu übersetzen wäre, die Erklärung.

Später während des Russlandfeldzuges 1941-42 lernte ich [*Heinz Lipka*] zunächst kartenmäßig und später persönlich den östlich der Newa-Mündung am Ladoga-See liegenden Ort Липка kennen, also die Bezeichnung Lipka, jedoch in russischen Schriftzeichen. Der Ort selbst – flüchtig im Kriegsgeschehen betrachtet – ist mir als armselig und ohne Markanz in Erinnerung geblieben, obwohl die Nähe der Stadt Leningrad einerseits und die Großartigkeit des nahen Ladogasees andererseits ihm eine begünstigte Lage verbürgten.

Auch mein Bruder Horst hatte während seiner russischen Kriegsgefangenschaft die Übersetzungsmöglichkeit unseres Namens in die russische Sprache erfahren. Als er nach dem missglückten Fluchtversuch aus der Gefangenschaft vor einem russischen Militärgericht seinen Namen nennen musste, gab es nach einem Stutzen ein verständnisvolles Lächeln. Er hatte den Namen in der bei uns üblichen Sprechweise „Lippka“ genannt. Der anwesende Dolmetscher übertrug ihn in die russische Sprechweise mit „Liepka“, was die Anwesenden zu dem ihnen verständlichen Begriff „Lindchen“ führte.

So bleibt uns – mit dem Namen Lipka – so lange die angenehme Pflicht, eine Erklärung in der Phantasie zu suchen, bis einer kommt, der es besser weiß.

Lipka: eine Bestätigung

Seit der Stader Chronik sind einige Jahrzehnte vergangen, und es scheint angebracht, die Frage nach dem Ursprung des Namens „Lipka“ aus heutiger Sicht erneut aufzurollen.

Wer sich die Karte mit der Namensverteilung „Lipka“ aus dem Internet auf den Bildschirm holt, der ist überrascht, wie weitflächig die Lipkas im heutigen Deutschland verteilt sind; und die nachgewiesene Anzahl lässt so manchen vermeintlich urdeutschen Namen hinter sich.

Dass der Ursprung in der ausgestorbenen prußischen Sprache zu suchen sei, ist zwar möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich. Übrigens wären die Prußen nicht der slawischen, sondern der baltischen Sprachfamilie zuzurechnen. (Die weit verbreitete Schreibweise „Pruzen“ täuscht ein kurzes „u“ vor, beruht aber wohl auf einem missverständlichen Gebrauch des Doppel-z für „ß“.)

Der baltischen Sprachfamilie gehören bekanntlich auch die Litauer an. Im Sinne einer solchen Herkunft des Namens hat sich mein Vater Horst Lipka gelegentlich ausgesprochen – aber das wäre überzeugender, wenn wir einen Landstrich an der Grenze Ostpreußens zu Litauen, also den Nordosten, als Herkunftsgebiet anzunehmen hätten.

Wenn man sich vergegenwärtigt, dass unsere namensgebenden Vorfahren von Daniel Lipka bis Martin Lipka im Dorf Lucka im tiefsten Masuren zu Hause waren ist, dann kann an den slawischen Wurzeln kein grundsätzlicher Zweifel bestehen. Allerdings bleibt die Frage, welchem Zweig der slawischen Sprachfamilie man „lipka“ zuordnen soll, da das Wort in mehreren dieser Zweige nachweislich vertreten ist. Allein schon die Ortsnamen belegen dies zur Genüge (z.B. Kloster Święta Lipka = Heiligelinde im heute polnischen Teil Ostpreußens, aber auch Orte in Russland und Tschechien).

Meiner Überzeugung nach hat die Stader Chronik die richtige Perspektive vorgezeichnet: Unser Familienname entstammt aller Wahrscheinlichkeit nach dem masurischen Dialekt der polnischen Sprache, und zwar wäre „lipka“ in der Tat als Verkleinerungs- oder Koseform des Wortes „lipa“ zu deuten. Es wäre gewissermaßen ein Gegenstück zu deutschen Namen wie „Lindner“ oder „Lindemann“ (in westfälischer Lautung „Linnemann“).

Wenn man allerdings Namensvettern trifft, deren Wurzeln im Inneren Polens liegen, dann bekommt man oft eine viel romantischere Erklärung geboten: Der Name sei einem Vorfahren zu verdanken, der dem Volk der Lipka-Tataren entstammte.

Als sich durch den Mongolensturm um 1240 die Goldene Horde in den südrussischen Steppen festsetzte, bestand ihre Armee neben den eigentlichen Mongolen aus vielen innerasiatischen Völkern, die unter dem Begriff Tataren zusammengefasst wurden. Als die mittlerweile muslimisch gewordene Goldene Horde um 1400 im Eroberungszug Timurs zusammenbrach und das türkische Osmanenreich seinen Machtbereich allmählich entlang der Küste des Schwarzen Meeres nach Norden ausdehnte, wich ein Teil der Tataren nach Nordwesten aus. In den Wäldern Litauens („Lipka“ in der tatarischen Sprache!) fanden sie eine neue Heimat. Nach heutiger Grenzziehung lag ihr Schwerpunkt nicht so sehr in Litauen selbst, sondern weiter südlich, etwa im Bereich der polnisch-weißrussischen Grenze.

Diese Lipka-Tataren (= litauischen Tataren) behielten ihre Lebensweise einschließlich des Islams bis weit ins 19. Jh. bei – zum Teil sogar noch länger. In der Armee des polnisch-litauischen Königreichs und später der Adelsrepublik stellten sie die leichte Kavallerie. Ihren militärischen Verdiensten verdankten viele, dass sie in den niederen Adel aufgenommen wurden. Noch in der polnischen Republik nach 1918 sollen sie im Offizierskorps stark vertreten gewesen sein. Es nimmt darum nicht wunder, wenn manch einer seinen Namen gern von diesen Kriegshelden aus der polnischen Vergangenheit herleitet.

Allerdings hießen diese Leute keineswegs alle „Lipka“, sondern hatten ihre eigenen Namen – so etwa der berühmte Autor Henryk Sienkiewicz („Quo Vadis“) oder der Filmstar Charles Buchinsky, besser bekannt unter dem Namen Bronson („Spiel mir das Lied vom Tod“). Es ist zwar nicht auszuschließen, dass gelegentlich einem Tataren fern der Heimat der Name „Lipka“ angehängt wurde; aber solche Einzelfälle können wohl kaum für alle Orts- und Familiennamen „Lipka“ herhalten, die im südlichen Polen und überhaupt in den west-, süd- und ostslawischen Sprachgebieten verbreitet sind.

Am Rande sei vermerkt, dass die litauischen Tataren auch an dem verheerenden Tatareneinfall von 1656/57 in Ostpreußen beteiligt waren. In einer Chronik über die Kriegsnot wird ein Thomas Lip-

ka aus der Gegend von Johannesburg genannt, dessen Frau samt ihren drei Söhnen von den Eindringlingen verschleppt worden sei. Hinter dem Namen Lipka steht also auch in Masuren eine lange Geschichte.

Abschließend möchte ich ein Kuriosum wiedergeben, nämlich den Eintrag „lipa“ in einem polnisch-deutschen Wörterbuch:

lip|a *f* (-y) Linde *f*; **F** *fig.* (0) Schwindel *m*, **V** Beschiß *m*; *na* ~**ę** zum Schein; ~**cowy** Juli-; ~**iec** [ˈli-] *m* (-*pca*; -*pce*) Juli *m*; ~**ień** [ˈli-] *m* (-*nia*; -*nie*) *Zo.* Äsche *f*; ~**ina** *f* (-y) Lindenholz *n*; ~**ka** *f* (-i; *G* -*pek*) (*pokojowa* Zimmer-)Linde *f*; ~**ny** **F** gefälscht, frisiert; minderwertig, mies; ~**owy** Linden-.

Es war Anfang der 1990er Jahre, als mich drei aus Polen zugewanderte Schülerinnen anhand dieses Eintrags und unter viel Gekicher darauf aufmerksam machten, dass „lipa“ vulgärsprachlich auch „Beschiss“ heißen könne und die Verkleinerungsform „lipka“ folglich eine kleine Schwindelei bezeichnen müsse. Den Zusammenhang konnten sie mir allerdings auch nicht erklären.

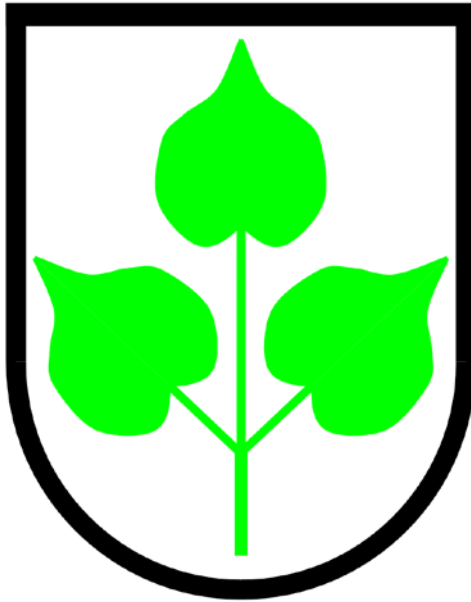
Ein polnischer Priester, den ich Jahre später danach fragte, versuchte nach einigem Nachdenken die folgende Ableitung: Lindenholz sei bekannt als weiches, zum Schnitzen geeignetes Material, weswegen es auch für viele Madonnenstatuen benutzt worden sei. (Das Gnadenbild im ostpreußischen Heiligelinde ebenso wie das im münsterländischen Wallfahrtsort Telgte wurde der jeweiligen Legende zufolge in einer Linde gefunden!) Aber für Baukonstruktionen sei die weiche Linde weniger geeignet. Wenn also jemand statt einer Eiche oder Buche eine Linde unter das Bauholz gemogelt habe, dann sei das eben Betrug gewesen.

Wappen

Da in Deutschland seit 1919 die Vorrechte des Adels abgeschafft sind, ist es jedem Bürger unbenommen, für sich ein Wappen nach seinem eigenen Geschmack zu erfinden. Also habe ich mir erlaubt, ein Lipka-Wappen zu erstellen, nüchtern und schnörkellos wie die Familie selbst. Die Beschreibung lautet: „Ein grünes dreiblättriges Lindenreis auf silbernem Grund in schwarzer Umrandung.“

Das Wappen ist in der einfachsten Form gehalten („flämischer Schild“, ohne Oberwappen oder Schildhalter). Der weiße („silberne“) Hintergrund und der schwarze Umriss verweisen auf die

Farbgebung sowohl des ostpreußischen wie des westpreußischen Wappens. Der Lindenspross steht für jede neue Generation, auf dass sie blühe und gedeihe.



Biografische Skizzen

Die biografischen Skizzen bieten Einblicke in eine Welt, die uns Heutigen in vieler Hinsicht fremd ist. Aber wer sich für das Leben unserer Altvorderen interessiert, wird sich gern darauf einlassen. Manches, das dabei zutage tritt, mag zum Nachdenken anregen, manches zum Staunen, einiges auch zum Schmunzeln.

Den Mittelpunkt jeder biografischen Skizze bildet, soweit möglich, ein Ehepaar, dessen tatsächliches oder angenommenes Heiratsjahr (in einem Falle das Jahr eines „Seitensprunges“) zur Einordnung in die zeitliche Reihenfolge dient. Dies bedeutet, dass die ältesten Vorfahren vornan stehen und dass man am Beginn der nächstfolgenden Lebensbeschreibung einen großen Zeitsprung rückwärts machen muss.

Je nach der Quellenlage sind die Lebensbilder teils sehr umfangreich ausgefallen, teils recht kurz. Aber die Spurensuche in der Familiengeschichte ist und bleibt ein Arbeitsfeld, zu dem sich jederzeit neue Informationen und Erkenntnisse eröffnen können. Ein gutes Beispiel dafür ist unser Vorfahr Gottfried Korsch (S. 26).

Es ist also sinnvoll, den Stand der Familienforschung von Zeit zu Zeit zu sichten und zusammenzustellen, so wie Heinz und Christel Lipka es in der voraufgegangenen Generation mit ihrer „Familien- und Sippengeschichte der Familie Lipka“ (kurz: „Stader Chronik“) getan haben.

Die Stader Chronik von Heinz und Christel Lipka

Die beiden hatten in den 1930er Jahren, als der NS-Staat von Beamten und Offizieren und später von allen Heiratswilligen den benötigten Ariernachweis verlangte, die ersten Informationen über die Vorfahren der Familien Lipka und Janzen gesammelt. Darauf aufbauend, haben sie um 1965 die Stader Chronik zusammengestellt und diese 1981 noch einmal aufgearbeitet und ergänzt.

Ohne diese reichhaltige und überaus sorgfältige Vorarbeit wäre das vorliegende Ahnenbuch nie entstanden. Wo immer ich auf die

Stader Chronik zurückgreifen konnte, ist sie als Quelle ausführlich zitiert. –

Über die schwierige Suche nach den Vorfahren der Namenslinie Lipka äußerten Heinz und Christel Lipka sich damals enttäuscht:

Unser Bemühen um die Ahnenforschung hatte in der Namenslinie die geringsten Erfolge, weil die Kirchenbücher – als einzige Zeugen der Vergangenheit – zusammen mit ihren Kirchen im ersten Weltkrieg (1914-1918) durch Brand vernichtet wurden.

In Wirklichkeit sind die Verluste an Kirchenregistern durch den Ersten Weltkrieg erstaunlich gering gewesen. Umso mehr Material ging dreißig Jahre später verloren, in den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs. Die Ironie der Geschichte wollte, dass dennoch oft Verfilmungen der Kirchenbücher erhalten sind, die durch nationalsozialistische Organisationen angefertigt worden waren. Diese Mikrofilme sind auf dem Umweg über die genealogischen Aktivitäten der US-amerikanischen Mormonen nun wieder allgemein zugänglich.

Die Stader Chronik fährt fort:

Der kurze Rückblick, der uns dennoch erhalten blieb, zeigt uns, dass es sich bei den Vorfahren um Männer handelte, die aus den rein landwirtschaftlich genutzten südlichen Grenzgebieten Ostpreußens kamen. Sie verpflichteten sich zu langfristigen (meist zwölfjährigen) Militärzeiten, um anschließend als Beamte dem Vaterlande weiter zu dienen. Diese Berufswahl mit dem Wechsel in der Ausbildung, den Standorten und der Verwendung führte zu häufigen Wohnortveränderungen und zur Trennung von der Scholle.

Sicher führte auch eine große Geschwisterzahl zu dem Bestreben, jung der Enge zu entfliehen. Diejenigen, die zu den Unteroffiziers-Vorschulen gingen, trennten sich bereits als Kinder vom Elternhaus und kamen damit auch verfrüht in den harten, disziplinierten, aber sicher auch unpersönlichen Lebenskreis des Militärs, in dem sie bis zu ihrer Reife verblieben.

Diese Entwicklung und die für damalige Verhältnisse erheblichen Entfernungen zwischen den Verwandten führten zu einer Entfremdung vom Elternhaus und hinterließen für das spätere Leben nur ein lockeres Kontaktbedürfnis

zum Eltern- und Geschwisterkreis, bzw. ließ viele Verbindungen völlig abreißen.

Aber gerade dank der Stader Vorarbeit hat sich inzwischen eben doch noch manches, das verschüttet schien, wieder ins Tageslicht heben lassen.

Dass nunmehr im Detail vieles ergänzt und mitunter auch richtiggestellt werden kann, ist nicht zuletzt dem ungeahnten Fortschritt in den technischen Möglichkeiten, insbesondere dem Internet, zu verdanken.

Datierungsprobleme

Das Paar Karl Lipka und Anna Becker bildet den Zielpunkt und Abschluss der biografischen Skizzen. Von dort reicht die Ahnenreihe unterschiedlich weit zurück – um bis zu 5 Generationen. Je tiefer man jedoch in der Vergangenheit kramt, desto häufiger müssen Datierungen aus anderen als den beweiskräftigen Dokumenten (Kirchenbücher und Standesamtsurkunden) übernommen, berechnet oder geschätzt werden. Manchmal kann das unsichere Datum immerhin auf zwei aufeinander folgende Jahre eingegrenzt werden (Beispiel: 1789/90). Andernfalls ist der größere Spielraum durch eine nachgesetzte Tilde „~“ angezeigt (Beispiel: 1800~).

Dies ist vor allem dann sinnvoll, wenn in Ermangelung eines genauen Geburtsjahres eine Faustregel weiterhelfen muss: etwa dass bei der Heirat die Braut Anfang 20 und der Bräutigam Mitte 20 war; oder dass bei der Geburt des ersten nachgewiesenen Kindes die Hochzeit ein Jahr zurücklag. Auf diese Weise wird eine gezieltere Suche in den Geburtsregistern möglich. Um die Faustregel handhaben zu können, sind folgende Annahmen zugrunde gelegt:

Heirat:

Braut 23 Jahre

Bräutigam 25 Jahre

Erstes Kind:

Mutter 24 Jahre

Vater 26 Jahre

Im Übrigen sind, damit die Identität der Personen überschaubar bleibt, die Vornamen und Familiennamen im laufenden Text oft nach heutiger Schreibweise standardisiert. Aber wenn Quellen zitiert werden, vor allem die Geburts- und Heiratseinträge, dann sind die Namen nach Möglichkeit buchstabengetreu wiedergegeben.

Datenschutz

Seit 2008 gilt das Personenstandsgesetz mit der klaren Vorgabe in § 5 Abs. 5 Ziffer 2, dass zum Schutz der Persönlichkeitsrechte noch Lebender eine 110-Jahres-Frist ab der Geburt einzuhalten ist. Entsprechend gilt für Eheregister eine Frist von 80 Jahren, während Sterberegister für 30 Jahre gesperrt sind. Auch der hobbymäßig betriebenen Ahnenforschung steht es gut an, sich daran zu orientieren.

Das oben erwähnte Paar Karl Lipka und Anna Becker gehört zu einer Generation, von der niemand mehr lebt. Unsere Großmutter Anna als die Jüngere der beiden wurde vor 125 Jahren geboren. Ihre Söhne und Enkel fallen indessen unter den 110-Jahres-Vorbehalt.

Weil ich – insbesondere bei Anna Lipkas späten Jahren – auch die beiden nachfolgenden Generationen ins Blickfeld hätte einbeziehen müssen, habe ich mich in der vorliegenden Internet-Version des Ahnenbuches dafür entschieden, das Kapitel über sie nur bis zum Jahre 1948 zu führen und den Bericht über ihre letzten Lebensjahre – sie starb 1968 – herauszunehmen.

1769: Jacob Paweltzik oo Kascha Gacioch

Jacob Paweltzik

Wie aus dem Geburtseintrag unserer Vorfahrin Barbara Pawelczyk (siehe S. 20) hervorgeht, hießen ihre Eltern Jacob Pawelczyk und Kascha Gacioch. In dem Namen *Pawelczik* steckt bei näherem Zusehen der Vorname Paul, wie wir ihn beispielsweise von Papst Jan Pawel II., alias Karol Józef Wojtyła, kennen.

Nicht nur in der masurischen Linie unserer Familiengeschichte dürfen diese beiden als die ältesten Ahnen gelten, die aufgefunden werden konnten. Zwar ist nicht hundertprozentig gesichert, dass der hier vorgestellte Jacob Paweltzik und Barbara Pawelczyks Vater ein und dieselbe Person sind, aber es ist doch sehr wahrscheinlich, zumal der Wohnort Groß Jerutten passt.

Ausgangspunkt der Rekonstruktion ist Jacob Paweltziks Sterbeeintrag vom 16. April 1817 im Kirchenbuch von Klein Jerutten als der zuständigen Pfarrgemeinde: Aus der Altersangabe 65 folgt als Geburtsjahr 1751/52. Das würde allerdings bedeuten, dass er bei der Geburt der Tochter erst etwa 19 Jahre alt gewesen wäre und mit 18 geheiratet hätte.

Derartige Frühehen sind in den masurischen Kirchenbüchern selten, kommen aber doch gelegentlich vor. Es ist aber auch möglich, dass das Alter mangels Geburtsnachweis nur geschätzt worden war und tatsächlich um einige Jahre höher angesetzt werden müsste; denn auch solche Fälle sind nachweisbar. –

Im Klein Jeruttener Kirchenbuch ist unter dem 20. Juni 1810 der Tod eines noch älteren Namensträgers vermerkt: Andreas Pawelczyk, „abgedankter Soldat“ und „Bettler“, Alter 95 Jahre, also 1714/15 geboren, verstorben in Wallen. Abgesehen davon, dass die Altersangabe mit Vorsicht zu genießen ist, könnte er Jacobs Vater gewesen sein. Aber eine beweiskräftige Verbindung hat sich bisher nicht auffinden lassen.

Kascha Gacioch

Den Mädchennamen Kascha Gaciochin (also Katharina Gacioch, wobei das „c“ wie „tz“ auszusprechen ist) kennen wir nur aus dem Geburtseintrag der Tochter Barbara (siehe unten).

Ob Gacioch auf das polnische Wort „gacie“ (umgangssprachlich: Hose, Unterhose) zurückgehen könnte, mag jeder heutige Nachkomme selbst entscheiden. –

Nach der Faustregel wäre Kascha um 1745 geboren. War sie tatsächlich ein halbes Dutzend Jahre älter als ihr Ehemann? Etwa weil dies ihre zweite Ehe war? Oder hat auch sie sehr jung geheiratet? Oder war der Ehemann in Wirklichkeit schon 70, als er starb? Darauf war keine befriedigende Antwort zu finden.

Ehejahre

Die Hochzeit hat vermutlich gegen 1769 in dem Dorf Groß Jerutten stattgefunden, 11 km östlich von Ortelsburg. Der Ehemann wird im Kirchenbuch als „Wirth“ bezeichnet; die Familie hat also in Groß Jerutten einen Bauernhof besessen.

Als Jacob Pawelczyk (nunmehr also mit „cz“!) am 16. April 1817 in Groß Jerutten starb, wurde im Kirchenbuch vermerkt, er habe fünf erwachsene Kinder hinterlassen. Die Ehefrau wird nicht erwähnt; sie muss also schon vor ihm gestorben sein.

Kinder

Barbara Pawelczyk, unsere Vorfahrin, die am 25. März 1770 in Groß Jerutten geboren wurde (siehe S. 20), ist unter den eben erwähnten fünf Kindern das einzige, von dem wir nähere Kenntnis haben. Vermutlich war sie die Älteste unter den Geschwistern.

Dass der Sterbefall eines einjährigen Kindes namens *Johann Pawelczyk* (gestorben in Groß Jerutten am 31. März 1794) der Familie zugeordnet werden könnte, ist wenig wahrscheinlich.



Fortsetzung der direkten Vorfahrenlinie auf S. 19.

1772: Johann Lange oo Elisabeth Tanmann

Johann Lange

Schon 1630 wird ein *Greger Lange* als „Gemeiner Bürger“ (d. h. Vollbürger) der Stadt Neuteich erwähnt. In derselben Bürgerliste sind möglicherweise zwei Nachkommen enthalten. Zwar werden in der Veröffentlichung dieser Quelle die Einträge als „Lauge“ notiert, aber eine irrtümliche Lesung von „Lange“ ist durchaus denkbar: *Peter Lauge/Lange* (Sohn des *Greger Lange*?) erwarb das Bürgerrecht von Neuteich am 09.06.1654, ein weiterer *Peter Lauge/Lange* (Enkel des *Greger*?) am 21.03.1678.

Hier geht es nun um Johann Lange, der vermutlich in den späten 1740er Jahren (1747?) geboren wurde, und um seine wohl etwa gleichaltrige Ehefrau Elisabeth. Sie sind die ältesten nachgewiesenen Ahnen aus derjenigen Vorfahrenlinie, die im Weichseldelta beheimatet war.

Elisabeth Tanman

Sie wurde vermutlich um 1749 geboren. Im Taufeintrag ihrer Tochter Anna Regina Lange 1776 wird sie als „Tanmännin“ bezeichnet – abgeleitet von dem Baum Tanne? Nebenbei wird erwähnt, dass ihre Familie auch „Pocht“ genannt werde. Ob daraus irgendwelche Schlüsse gezogen werden können, muss offen bleiben. Jedenfalls kommt weder der eine noch der andere Name in den Neuteicher Bürgerlisten von 1630-1699 vor.

Ehejahre

Die Heirat dürfte in den 1770er Jahren stattgefunden haben. Laut Taufeintrag der Tochter Anna Regina Lange wohnte die Familie 1776 in Bröske, einem Weiler etwa 4 km nördlich von Neuteich. Die beigefügte Bezeichnung „Nachbar“ lässt auf einen Bürger schließen, dessen Grundbesitz außerhalb der Stadt lag und der, weil er außerhalb wohnte, gegenüber dem eigentlichen Stadtbürger einen minderen Status einnahm (wohl ähnlich dem ursprünglichen westfälischen „Paohlbürger“).

Über das Ehepaar ist nichts Weiteres bekannt.

Die Kinder

In den Neuteicher Kirchenbüchern sind drei Kinder verzeichnet, die dem Paar mehr oder weniger sicher zugeordnet werden können.

Michael Gottlieb Lange, unser Vorfahr (siehe S. 22), geboren um 1773. Ob er Sohn dieses Paares war, ist noch nicht bewiesen, doch passt er altersmäßig durchaus ins Bild. Es würde übrigens bedeuten, dass Johann Paul Prange und Christina Elisabeth Lange (siehe S. 66) ein Großelternpaar gemeinsam gehabt hätten. Und dass die Heirat von Oskar Prange/Becker und Marta Korsch (siehe S. 106) bereits die Wiederholung einer Ehe zwischen Cousin und Cousine ersten Grades in derselben Linie gewesen wäre!

Anna Regina Lange, *27.04.1776. – Sie ist zweifelsfrei diesen Eltern zuzuordnen; sie wurde die erste Ehefrau von Hermann Prange (siehe S. 24).

Florentine Lange, unsere Vorfahrin (siehe S. 24), geboren um 1777. – Ob sie, die zweite Ehefrau von Hermann Prange, ebenfalls eine Tochter des Paares Lange & Tanmann war, ist nicht bewiesen, aber es spricht doch vieles für die Vermutung. Wahrscheinlich war Florentine eine jüngere Schwester der beiden vorherigen Lange-Kinder.



Fortsetzung der direkten Vorfahrenlinie auf S. 22 und S. 24.

1794: Daniel Lipka oo Barbara Pawelczyk

Daniel Lipka

Anders als bei dem in der Gründungsurkunde von Lucka erwähnten Samuel Lipka (siehe S. 140) steht es bei Daniel Lipka außer Frage, dass er unser direkter Vorfahr ist. Den ersten wertvollen Hinweis auf ihn erhielt ich im Jahre 2004 von Herrn E. M. Jend, einem der Aktivisten der GeAGNO (Genealogische Arbeitsgemeinschaft Neidenburg-Ortelsburg).

Daniel Lipka muss, dem Sterberegister der Fürstenwalder Kirche zufolge, 1769/70 geboren worden sein. Ansonsten ist über seine Herkunft nichts Genaues zu erfahren. Die Indizien geben mehrere Denkmodelle her, die sich leider gegenseitig im Wege stehen.

Denkmodell 1: Daniel könnte ein Sohn des Friedrich Lipka gewesen sein; dieser gehörte zu den ersten Siedlern des Nachbardorfs Fürstenwalde im Jahre 1766. In der betreffenden Akte des Amtes Willenberg wird er als einer von 14 „preußischen Kolonisten“ genannt, zur Unterscheidung von 6 „polnischen“. Als sein Geburtszeitraum sind die 1730er Jahre anzunehmen, so dass auch der oben erwähnte Samuel Lipka sein Sohn und somit Daniel Lipkas älterer Bruder gewesen sein könnte. Leider gibt es von Friedrich Lipka außer der Willenberger Quelle keinerlei Spuren.

Denkmodell 2: Wenn Daniel kein Sohn des Fürstenwalder Friedrich Lipka war, dann könnte er dennoch ein jüngerer Bruder des Samuel Lipka gewesen sein. Daniel könnte seinem Bruder nach Lucka gefolgt sein, ohne allerdings wie dieser zum Schatullbauern aufsteigen zu können, so dass er sich mit dem Status des Instmanes begnügen musste. Die Suche nach den Eltern in den angrenzenden Kirchspielen ist bislang erfolglos geblieben, obwohl im 18. Jh. der Familienname Lipka im Osten des Kreises Ortelsburg, in überraschend hoher Zahl in den Kirchenbüchern vertreten ist, insbesondere in dem östlich von Lucka gelegenen Kirchspiel Friedrichshof.

Denkmodell 3: Daniel hatte vielleicht mit den anderen Lipkas überhaupt nichts zu tun. Denn laut Sterberegister soll er katholisch gewesen sein, eine im durch und durch protestantischen Masuren sehr seltene und deshalb ausdrücklich vermerkte Konfessionszu-

gehörigkeit. Wenn dort im 18. und frühen 19. Jh. vereinzelt ein Katholik im Kirchenbuch erscheint, dann findet sich meistens eine Anmerkung, die auf eine Zuwanderung aus Polen schließen lässt – allerdings nicht in diesem Falle. Jedenfalls ist der Name Lipka ja auch im katholischen Polen weit verbreitet. War Daniel also ursprünglich ein polnischer Wander- oder Saisonarbeiter, der sein Herz an Barbara Pawelczyk aus Groß Jerutten verlor und mit ihr in Lucka eine Familie gründete? In diesem Falle hat dann überhaupt keine Verbindung zu den „preußischen“ Lipkas in den Kirchspielen Fürstenwalde und Friedrichshof bestanden.

Denkmodell 4: Alles wie unter Punkt 3 – nur dass als Herkunftsregion nicht Polen, sondern der Südosten des katholischen Ermlandes um Allenstein angenommen werden könnte.

Denkmodell 5: Daniel könnte einer Linie von Lipkas angehört haben, die inmitten des protestantischen Umfeldes katholisch geblieben war.

Denkmodell 6: Daniels Vorfahren oder er selbst könnten zur katholischen Konfession konvertiert sein. Der preußische Staat hatte ja den Grundsatz entwickelt, dass jeder nach seiner eigenen Fassung selig werden dürfe. Unter diesen Umständen ist die Frage, welche verwandtschaftlichen Beziehungen zu anderen Lipka-Linien bestanden haben könnten, wieder völlig offen. –

Wie immer dem auch gewesen sein mag: Der Fürstenwalder Pfarrer vermerkte bei Daniels Tod gewissenhaft, dass der Verstorbene, obwohl Katholik, dennoch auf dem Fürstenwalder Friedhof bestattet worden sei.

Barbara Pawelczyk

Eltern siehe S. 15.

Kurz und knapp, aber doch besser als bei ihrem Mann, sieht die Beweislage bei Barbara Pawelczyk aus. Ihre Geburt im Dorf Groß Jerutten ist unter dem 25. März 1770 im Kirchenbuch von Klein Jerutten dokumentiert.

Ehejahre

Die Hochzeit dürfte um 1793 stattgefunden haben, wohl eher im Heimatdorf der Braut als in Lucka.

Wann die Familie sich in Lucka niedergelassen hat, muss offen bleiben. Dass Daniel Lipka kein Hufenwirt war, sondern den Unterhalt der Familie als Instmann verdiente, geht aus dem Fürstener Sterberegister hervor.

Barbara Lipka geb. Pawelczyk starb am 22. März 1830 in Lucka. Ihr Mann überlebte sie um 10 Jahre und starb am 30.12.1840 in Radzienen im Alter von 70 Jahren. War er als Witwer in dieses Nachbardorf zu einem Sohn gezogen? In Radzienen soll noch 1945 eine Familie Lipka ansässig gewesen sein.

Die Kinder

Zu den Geburten der Kinder haben sich keine direkten Spuren finden lassen. Ihre Abfolge ist rekonstruiert aus den Angaben zu Daniel Lipka im Sterberegister, wo die Hinterbliebenen mit Altersangabe vermerkt sind.

- *1794/95 (Lucka?): *Anorthe Lipka*. – † nach 1840 (Lucka ?).
- *1799/1800 (Lucka?): *Johann Lipka*. – † nach 1840 (Lucka?)
- *1801/02 (Lucka?): **Jacob Lipka, unser Vorfahr** (siehe S. 58)
- *1804/05 (Lucka?): *Maria Lipka*. – † nach 1840 (Lucka?)
- *1808/09 (Lucka?): *Anna Lipka*. – † nach 1840 (Lucka?)
- *1810/11 (Lucka?): *Charlotte Lipka*. – † nach 1840 (Lucka?)



Fortsetzung der direkten Vorfahrenlinie auf S. 58.

1798: Michael Lange oo Elisabeth Klebau

Michael Gottlieb Lange

Eltern siehe S. 17.

Michael Gottlieb Lange wurde vermutlich um 1773 in Neuteich geboren. Aus den dortigen Kirchenregistern war er nur über die Eintragungen zu seinen Kindern zu erschließen.

Daraus erklärt sich, dass wir auch bezüglich seiner Eltern keine unmittelbare Kenntnis haben. Aber er könnte seinem Alter nach sehr wohl ein Kind des Paares Johann Lange & Elisabeth Tanmann und folglich auch ein Bruder von Anna und Florentine Lange sein.

Anna Maria Elisabeth Klebau

Auch über sie war wenig in Erfahrung zu bringen. Vermutlich um die Mitte der 1770er Jahre in Neuteich geboren, könnte sie die Schwester eines Johann Gottlieb Klebau gewesen sein, der laut Kirchenbuch am 8. Dezember 1775 in der Stadt Neuteich geboren wurde und als dessen Eltern der „Heuermann“ Johann Klebau und seine Ehefrau Christina genannt werden.

Etwas verwirrend ist ein Taufregister-Eintrag von 1807, in dem ihren beiden Vornamen „Maria Elisabeth“ noch „Anna“ vorangesetzt wurde (siehe unten). Aber die Zuordnung zur Ehe mit Michael Lange ist dadurch nicht in Frage gestellt.

Ehejahre

Geheiratet haben die beiden wahrscheinlich in den späten 1790er Jahren (1798?). Sie wohnten in ihrer Heimatstadt Neuteich.

Im Geburtseintrag der Tochter Christina Elisabeth wird der Vater als „Inquil.“ (Einwohner, d. h. ohne Bürgerrecht) bezeichnet. 1807, bei der Geburt des Sohnes Michael Martin, vermerkt das Kirchenbuch die Eltern als „Michael Lange, Arbeitsmann ... Anna Maria Elisabeth geb. Kleebau“.

In den Jahren darauf scheint sich eine Statusverbesserung ergeben zu haben, denn 1811 führt das Taufregister den Vater als „Eigenthümer“ auf und gibt als Adresse „an (vgl. S. 152).

Wann Michael Lange gestorben ist, hat sich noch nicht feststellen lassen, denn im Sterbefall-Index zum Neuteicher Kirchenbuch sind gleich drei Verstorbene mit dem Namen Michael Gottlieb Lange verzeichnet (1812, 1813 und 1829).

Bei der Witwe Maria Elisabeth Lange spricht alles dafür, dass ein Sterbeeintrag von 1832 sich auf sie bezieht.

Die Kinder

In den Neuteicher Unterlagen sind fünf Kinder des Paares dokumentiert:

Christina Elisabeth Lange, unsere Vorfahrin (siehe S. 66), *29.12.1799.

Johann Jacob Lange, *08.01.1802. – †1806 in Neuteich.

Regina Rosina Lange, *01.09.1804. – Über sie ist aus den Kirchenbüchern etwas mehr zu entnehmen: In den späten 1820er Jahren (1828?) heiratete sie *Johann Jacob Wichmann*. Nach einer Totgeburt 1829 kam am 29.11.1830 die Tochter *Anna Regina Wichmann* zur Welt, am 15.11.1834 der Sohn *Georg Martin Wichmann*. Darüber hinaus ist nichts bekannt.

Michael Martin Lange, *20.10.1807.

Michael Gottlieb Lange, *15.10.1811. – †1815 in Neuteich.



Fortsetzung der direkten Vorfahrenlinie auf S. 66.

1800: Hermann Prange oo Florentine Lange

Hermann Prange

Der Name Prange ist in Neuteich erstmalig in der zweiten Hälfte des 18. Jh. nachweisbar: 1775 wird der Tod eines Salomon Prange verzeichnet. Dass ein Zusammenhang mit der Siedlung Prangenau 5 km nordwestlich der Stadt besteht, liegt auf der Hand, aber konkrete Anhaltspunkte haben sich nicht ergeben.

Die meisten dieser Pranges waren Handwerker und offensichtlich angesehene Bürger der Gemeinde. Einer davon war unser Vorfahr Hermann Prange, geboren um 1770. Unter dem 23. Februar 1796 wurde „Joh. Herm. Prange, Glaser“ in das Bürgerbuch der Stadt Neuteich eingeschrieben – als „Kleinbürger“, also mit einem nicht vollberechtigten Status.

Um 1795 heiratete er Anna Regina Lange (*27.04.1776 in Neuteich; zu ihren Eltern siehe S. 17). Aus dieser ersten Ehe sind nur zwei früh verstorbene Kinder bekannt (siehe unten).

Auch die Mutter starb recht früh – möglicherweise im Zusammenhang mit der Geburt des zweiten Kindes, also 1798?

Florentine Lange

Eltern siehe S. 17.

Hermann Pranges zweite Frau Florentine Lange, wohl um 1777 in Neuteich geboren, war höchstwahrscheinlich eine jüngere Schwester der verstorbenen Anna Regina Prange geb. Lange. Daher werden Florentine hier dieselben Eltern zugeordnet, die für Anna Regina im Kirchenbuch Neuteich angegeben sind.

Ehejahre

Als Witwer mit einem Kleinkind war Hermann Prange sehr bald seine zweite Ehe eingegangen (um 1800).

Über die Familie geben die Geburtseinträge der Kinder einigen Aufschluss. Schon 1796 war Hermann Prange als „Civ. h. l.“ bezeichnet worden: „civis huius loci“, „Bürger dieses Ortes“. 1798, 1801 und 1807 wurde, wie schon 1796, sein Gewerbe als „Glasermeister“ vermerkt.

Gleich ihrer Schwester scheint auch Florentine Lange nicht lange gelebt zu haben; denn eine Verstorbene dieses Namens wird im Neuteicher Sterbefall-Index für 1808 aufgeführt.

Über den Tod ihres Ehemannes ist nichts bekannt.

Die Kinder

Die Kinder aus Hermann Pranges erster Ehe waren, wie oben erwähnt, früh gestorben:

Johann Hermann Prange, *13.01.1796 in Neuteich. – †1798 in Neuteich.

Wilhelmina Florentina Prange, *19.04.1798 in Neuteich. – †1801 in Neuteich.

Aus der zweiten Ehe sind vier Kinder nachgewiesen, von denen drei anscheinend ebenfalls früh gestorben sind.

Johann Paul Prange, unser Vorfahr (siehe S. 66), *26.01.1801 in Neuteich.

Johann Hermann Prange, *23.12.1802 in Neuteich. – Einen Todesfall unter dem gleichen Namen weist der Neuteicher Sterbefall-Index gleich dreimal auf (1808, 1810 und 1867), sodass für eine zweifelsfreie Zuordnung die Quellen noch einmal befragt werden müssten.

Martin Samuel Prange, *05.11.1805 in Neuteich. – Keine weiteren Spuren.

Johann Ahrend Prange, *27.12.1807 in Neuteich. – Ob der für 1808 verzeichnete Todesfall eines Johan Aron Prange sich auf den jüngsten Sohn bezieht, ist naheliegend, wenn auch nicht gesichert.



Fortsetzung der direkten Vorfahrenlinie auf S. 66.

1813: Gottfried Korsch oo NN

„Lehrer Korsch in Streckfuß und die Französin“ – das war lange Zeit ein schemenhaftes Paar an einem der so genannten toten Punkte in der Ahnentafel. Abgesehen von einer Familienlegende, der eine gewisse Plausibilität innewohnte, gab es nur einen einzigen harten Fakt: die biologische Tatsache, dass Ernst Adolph Korsch (siehe S. 73) einen Vater und eine Mutter hatte.

Es war ausgerechnet am Jahrestag der Geburt meiner Großmutter Anna Lipka (siehe S. 119), nämlich am 21. Mai 2012, als mir eine gezielte Spurensuche im Danziger Staatsarchiv die Akte 376/30 in die Hände spielte. Darin waren nicht nur 9 Elbinger Konfirmanden namens Korsch verzeichnet, unter ihnen der oben erwähnte Ernst Adolph, sondern auch dessen lange gesuchten Eltern. In den darauf folgenden Tagen fand sich noch weiteres Material – überraschend viel sogar, wenn man die dürre Ausgangslage bedenkt.

Gottfried Korsch

Johann Gottfried Korsch wurde um das Jahr 1758/59 in Basien bei Wormditt geboren. Er war über mehr als vier Jahrzehnte Lehrer an der einklassigen Dorfschule in Streckfuß bei Elbing und starb um 1831.

Aus der Stader Chronik von Heinz und Christel Lipka:

Der Lehrer Korsch leitete die einklassige Schule im Dorf Streckfuß an der Thiene, nahe dem Drausensee. Urkunden waren aus dem Dorfe nicht zu bekommen. Aber eine nahe Verwandte von ihm, eine Großtochter oder Großnichte, lebte als älteres Fräulein in Elbing und war Mitinhaberin eines Weißwarengeschäftes in der Wasserstraße. Sie stammte aus Streckfuß und bestätigte die Existenz des Lehrers Korsch.

Die Ursprünge des Familiennamens Korsch und seine Deutung liegen im Dunkeln. Man findet zwar gelegentlich ähnliche Namen, die deutsch klingen („Carsch“), aber auch andere, die eindeutig polnisch sind („Korczak“, „Korczynski“), ohne dass sich daraus eine überzeugende sprachliche Ableitung ergäbe.

Der Geburtsort Basien ist aus dem 16. Jh. bekannt als Stammsitz einer adligen Sippe namens Baysen. Daraus ist zu schließen, dass die Aussprache dreisilbig sein müsste, mit der Betonung auf der ersten Silbe: „Ba-si-en“. Dies ist trotz anderer Betonung auch mit der polnischen Version Bażyny vereinbar.

Wormditt und die nähere Umgebung lagen im Ermland, das zu jenem Zeitpunkt noch unter polnischer Oberhoheit stand. Dies Territorium, mit dem Bischof von Frauenburg als Landesherrn, war inmitten einer weitgehend protestantisch gewordenen Region eine katholische Enklave geblieben. Nichtsdestotrotz ist bis zum Beweis des Gegenteils davon auszugehen, dass Korsch einer protestantischen Familie angehörte. Denn es ist kaum vorstellbar, dass die evangelische Elbinger Dreikönigskirche einem Katholiken die Streckfußer Dorfschule anvertraut hätte.

Dass unser Vorfahr identisch sein könnte mit einem gewissen Johann Korsch, der 1758 in Böttchersdorf geboren wurde, scheint mir wenig wahrscheinlich, obwohl das Dorf in einem evangelischen Landesteil liegt, nämlich 8 km südöstlich von Friedland, Kreis Bartenstein.

Kirchenbücher der katholischen Dorfpfarre zu Basien liegen erst ab 1868 vor; anscheinend gehörte das Dorf ursprünglich zum Kirchspiel Wormditt. Die nachgewiesenen Kirchenbücher der evangelischen Pfarre in Wormditt beginnen mit 1836, so dass auch hier die Spurensuche ins Leere läuft. Somit bleibt als letzte Chance die katholische Stadtkirche in Wormditt. Leider sind hier, jedenfalls der Mormonen-Internetseite zufolge, für den fraglichen Zeitraum nur Heiratsregister (1739-1887) und Sterberegister (1663-1846) erhalten. Es besteht also noch Forschungsbedarf.

Dass Gottfried Korschs eigene Familie zu einem guten Teil rekonstruiert werden kann, ist einem glücklichen Zufall zu verdanken. Zwar sind die Kirchenbücher der für Streckfuß zuständigen Elbinger Dreikönigskirche, soweit sie den betreffenden Zeitraum dokumentieren, größtenteils verschollen – die Heirats- und Sterberegister gänzlich, und selbst bei den Taufregistern ist mit 1816 Schluss. Aber die Konfirmandenlisten vom späten 18. Jh. sind, wie oben angedeutet, bis weit über die Mitte des 19. Jh. hinaus überliefert. Sie enthalten Angaben zum Geburtsdatum der Betroffenen sowie zu deren Eltern.

Aus diesen Konfirmandenlisten lassen sich mehrere wichtige Überlegungen und Erkenntnisse ableiten.

Erstens: Bei allen Konfirmanden der Familie Korsch werden die Taufbücher von Dreikönige als Quelle für das Geburtsdatum genannt. Doch obwohl diese Register bis 1816 vorliegen, haben sich dort die entsprechenden Geburtseinträge nicht auffinden lassen, trotz mehrfacher Durchsicht. Möglicherweise wurden für die zur Pfarre gehörigen Dörfer eigene Bücher geführt?

Zweitens: Mit einiger Wahrscheinlichkeit hat Gottfried Korsch 1812 oder 1813 geheiratet. Dieser Zeitraum ergibt sich aus dem Geburtsdatum des ältesten Sohnes Johann Gottfried (25.07.1814). Allerdings gilt dies nur unter der Voraussetzung, dass nicht schon vorher Kinder geboren worden waren, die vor Erreichen des Konfirmationsalters verstorben sind.

Drittens: Gottfried Korsch hätte demnach recht spät geheiratet, denn er wäre 53 oder 54 Jahre alt gewesen. Für eine frühere erste Ehe gibt es keinerlei Anhaltspunkte.

Viertens: Seine Ehefrau muss sehr viel jünger gewesen sein, denn das jüngste Kind in der Konfirmandenliste wurde 1827 geboren. Wenn man 4 Jahrzehnte zurückrechnet, landet man in der Mitte der 1780er Jahre, so dass ein Altersunterschied von ungefähr 25 Jahren, also einer ganzen Generation, anzunehmen ist. Leider hat sich in den Quellen nichts gefunden, was mehr Licht auf die Frau hätte werfen können.

Fünftens: Aus dem Vergleich der Einträge zu 1830 (Christian Samuel) und 1832 (Carl Ferdinand) ergibt sich, dass Gottfried Korsch zwischen den Konfirmationsterminen (jeweils um Pfingsten) im Alter von etwa 72 Jahren gestorben sein muss, denn zu Carl Ferdinand heißt es, er wohne „bei der Mutter“. In gleicher Weise kann der Tod der Witwe zwischen Pfingsten 1837 und Pfingsten 1839 datiert werden. Sie scheint aber schon vor Anfang Februar 1838 verstorben zu sein, wie bei der Anmeldung ihrer Tochter Maria Elisabeth in der Stadt Elbing vermerkt wurde. Sie wäre also nur wenig über 50 Jahre alt geworden. Die noch nicht mündigen Kinder wurden anscheinend von Streckfuß Familien aufgenommen oder zumindest als Mündel betreut.

Sechstens: Beginnend mit dem ältesten Sohn, Johann Gottfried, sind im Zeitraum von 1829 bis 1841 insgesamt 8 Kinder des Ehepaars Korsch als Konfirmanden verzeichnet. Im Jahre 1825, in

den Aktenstücken zur Pensionierung, ist von 7 Kindern die Rede – was sich daraus erklärt, dass Ludwig Rudolph erst zwei Jahre später geboren wurde.

Nachzutragen bleibt noch eine Konfirmation von 1816. Es handelt sich um Johann Friedrich Korsch, geboren am 09.11.1800 als unehelicher Sohn der „Einw[ohnerin]“ Johanna Rosina Korsch; der Konfirmand wohne „bei dem Schullehrer Korsch in Streckfus“. Aus dem Wortlaut ist erstens zu schließen, dass Johanna Rosina nicht Gottfried Korsch's Ehefrau war und der Junge nicht sein Sohn; und zweitens, dass der Junge im Schulhaus lebte, möglicherweise auch noch seine Mutter. Vielleicht war Johanna Rosina Korsch eine unverheiratete Schwester oder Nichte, die ihrem Bruder oder Onkel, als er ebenfalls noch ledig war, den Haushalt führte. Ansonsten haben die beiden in den Akten zur Schule in Streckfuß keine Spuren hinterlassen.

NN, die unbekannte Ehefrau

So ergiebig das Danziger Archivmaterial sich erwiesen hat, auch zur beruflichen Tätigkeit des Lehrers Korsch bis hin zur Pensionierung (siehe weiter unten), so unbefriedigend ist die Ausbeute an einer bestimmten Stelle geblieben: Über seine Ehefrau war nichts zu erfahren, selbst die Daten zu Geburt, Heirat und Tod sind nur auf Vermutungen gestützt.

Vor allem das angenommene Geburtsjahr (1785, plus/minus einige Jahre?) orientiert sich nur daran, dass ich ihr Alter bei der Geburt des jüngsten Kindes (1827) willkürlich auf Anfang 40 ansetze. Und für das Heiratsjahr 1812/13 rechne ich einfach von der Geburt des ersten (?) Kindes 1814 ein bis zwei Jahre zurück. Nur für das Todesjahr gibt es brauchbare Belege: Es muss zwischen der Konfirmation der Tochter Maria Elisabeth (1837) und der des Sohnes Friedrich Wilhelm (1839) liegen, wahrscheinlich schon im zweiten Halbjahr 1837.

Umgrenzen diese vagen Eckdaten ein völlig unauffälliges Leben? Oder könnten sich dahinter auch unerwartete Überraschungen verbergen? Jedenfalls möchte ich die „mündliche Überlieferung“, auf die in der Stader Chronik Bezug genommen wird, nicht einfach als Fantasieprodukt abtun:

Der Lehrer Korsch war Soldat in den Freiheitskriegen. Eine mündliche Überlieferung berichtet, dass er während dieses Krieges in Frankreich einmarschiert sei und dort für kurze Zeit in Quartier gelegen habe. Als er schon Lehrer in Streckfuß war, sei eine junge Französin mit einem Kind auf dem Arm in das Dorf gekommen, die er dann geheiratet habe. Das Kind könnte nach dem Alter Ernst Korsch gewesen sein. Wenn in der Familie das schwarze Haar durchschlug, hieß es, das sei das französische Erbgut.

Gegen diese romantische Version der Familienlegende ist einzuwenden, dass der Streckfüßer Schullehrer, wenn er überhaupt an den Freiheitskriegen 1813-1815 in irgend einem Stadium beteiligt war, wohl kaum bis nach Frankreich gekommen ist. Deshalb muss unser westliches Nachbarland als Schauplatz gestrichen und durch ein rein ost- bzw. westpreußisches Szenarium ersetzt werden. Und nicht nur die einsame Wanderung der Frau mit ihrem Kind von der Seine an die Weichsel ist zu bezweifeln, sondern auch Gottfried Korsch's Vaterschaft.

Wenn die Familienüberlieferung überhaupt in einen realen Hintergrund eingebettet sein soll und an der Nationalität der jungen Frau festgehalten wird, dann könnte die umgeschriebene Geschichte etwa so lauten:

„Eine junge Frau kam im Frühjahr 1812 mit Napoleons Grande Armee von Frankreich ans Ostufer der Weichsel, vielleicht als Offiziersfrau, vielleicht als Marketenderin, vielleicht auch als Mädchen für alles. Beim Weitermarsch der Truppen nach Russland blieb sie zurück, um deren Wiederkehr abzuwarten. Doch die Katastrophe des Feldzuges machte alle Pläne zunichte. Was sollte die junge Frau tun? Vielleicht war sie schwanger? Oder das Kind war schon geboren? Ihre Verzweiflung war groß, aber ihre Odyssee fand ein versöhnliches Ende im Schulhaus zu Streckfuß, wo Lehrer Korsch, der alte Hagestolz, sie aufnahm und binnen Kurzem heiratete.“

Der Vergleich mit den Geburtsdaten der Kinder ergibt, dass der Älteste, namensgleich mit dem Vater, im Herbst 1813 gezeugt worden ist. Sowohl aus dieser Berechnung als auch aus den identischen Vornamen drängt sich der Schluss auf, dass Gottfried Korsch selbst der Vater dieses Jungen war und dass die Heirat auf das Jahr 1813 zu datieren ist.

Folglich wäre, was die Geburt des französischen Stiefkindes betrifft, ein Termin vor 1813 (und ein französischer Vater?) die weitaus wahrscheinlichere Version. Dies hinwiederum verstärkt erst recht den Zweifel an einer vorherigen Liebesbeziehung in Frankreich, denn bis zum Vormarsch der Alliierten Anfang 1814 waren 20 Jahre lang keine preußischen Truppen mehr über den Rhein gegangen.

Umgekehrt waren allerdings schon 1807 Napoleons Armeen durch West- und Ostpreußen gezogen, in deren Tross ebenfalls französische Frauen unterwegs gewesen sein dürften.

Wenn es denn so war, dann ist es aussichtslos, in Elbing dem Geburtseintrag des Stiefkindes nachzuspüren. Es kann überall geboren worden sein, wo französische Soldaten in jenen Jahren eingesetzt waren. Und wenn es katholisch getauft war, dann ist fraglich, ob es 14 Jahre später in einer Elbinger Konfirmandenliste zu finden ist. Trotzdem möchte ich nicht darauf verzichten, dem „Franzosenkind“ weiter unten einen eigenen Abschnitt zu widmen.

Zurück zur Mutter, der „Französin“ laut Überlieferung: Was bleibt außer der Erkenntnis, dass wir, abgesehen von vagen Vermutungen, nichts in der Hand haben?

Zwei Gedanken hierzu scheinen mir immerhin bedenkenswert.

Erstens geht mir der kuriose Geburtseintrag von 1862 im Dirschauer Kirchenbuch nicht aus dem Kopf. Ludwig Rudolph Korsch, der jüngste Sohn, hat sich dort als „Louis Rudolph Korsch“ eintragen lassen (siehe weiter unten). Könnte es nicht sein, dass die französische Mutter für ihren Spätgeborenen gern die Koseform „Louis“ statt „Ludwig“ benutzt hatte und er sich in diesem Moment daran erinnerte?

Zweitens komme ich auf einen Satz in der Stader Chronik zurück:

Wenn in der Familie das schwarze Haar durchschlug, hieß es, das sei das französische Erbgut.

Eine solche familieninterne Überlieferung wird nicht einfach so erfunden. Vom 19. bis weit ins 20. Jh. hinein wurde Frankreich bekanntlich als Erbfeind gesehen; französische Vorfahren waren insofern nicht unbedingt ein Anlass zum Stolz. Das schwarze Haar muss aber in der Nachkommenschaft mehrfach so auffällig „durchgeschlagen“ sein, dass das „französische Erbgut“ zum Thema wurde. Und genau dazu drängt sich mir die Erinnerung auf, dass meine Großmutter Anna Lipka auf ihrem Hochzeitsbild

(siehe S. 124) mit schönem dunklem Haar zu sehen ist. Auch in jüngeren Jahren scheint sie eher dunkel als blond gewesen zu sein. Vielleicht waren die französischen Gene in ihr ja sogar doppelt angelegt, denn sie war nicht nur die Urenkelin von Gottfried Korsch und seiner Ehefrau, sondern in der Prange'schen Linie auch die Enkelin von Richard Decomé (siehe S. 70)!

Viele Fragen, viele Vermutungen, aber keine beweiskräftigen Indizien. So bleibt Gottfried Korsch's Frau für uns weiterhin namenlos und unbekannt, bis sich neuen Spuren auftun, und für das „Franzosenkind“ gilt das gleiche.

Dorfschule Streckfuß

Die frühesten Spuren von Gottfried Korsch's Berufstätigkeit als Lehrer finden sich in den Elbinger „Conduitenlisten“. „Conduite“ entspricht dem Begriff „Führung“, wie er früher als so genannte Kopfnote im Schulzeugnis auftrat. Es handelt sich sozusagen um eine frühe Form der dienstlichen Beurteilung.

Die Schule wurde bereits 1636, also in polnischer Zeit, in der „Streckfüßer Dorfsordnung“ erwähnt. Sie hatte ein eigenes Gebäude, was in der Elbinger Niederung im 17. Jahrhundert eher die Ausnahme war, und beherbergte eine einzige Klasse für alle Altersgruppen. Die zuständige Schulaufsicht lag in den Händen der Elbinger evangelischen „Diözese“, die seit dem Übergang an Preußen an die Direktiven einer regionalen staatlichen Behörde (zunächst in Marienwerder, ab 1816 die „Regierung“ in Danzig) gebunden war.

Dem Selbstverständnis einer solchen Schulaufsicht unter religiösen Vorzeichen entsprach es, dass auch das außerdienstliche Verhalten der Lehrer unter Beobachtung stand. –

Die erste Beurteilung des „Joh. Gottfried Korsch“ datiert von 1787: Er sei 29 Jahre alt, tue seit 4 Jahren, also seit 1783, Dienst als Schullehrer in Streckfuß, sei von Beruf ursprünglich Chirurg, habe sich aber in Preußisch Holland auf das Lehramt vorbereitet. Der Bericht endet: „ist tüchtig; führet jetzt einen gutten Wandel.“ Diese letzte Bemerkung lässt Raum für die Möglichkeit, dass sein „Wandel“ in den Anfangsjahren vielleicht nicht ganz untadelig gewesen war.

Unter der Berufsbezeichnung „Chirurg“ ist nicht etwa ein akademisch ausgebildeter Arzt zu verstehen, sondern jemand, der bei einem Barbier eine handwerkliche Lehre absolviert hatte, sich aber immerhin nicht nur auf den allgegenwärtigen Aderlass verstand, sondern auch auf Amputationen. Neben einfacher medizinischer Betreuung der Landbevölkerung konnte daher auch ein Einsatz im Militärbereich, nämlich als Feldscher, in Frage kommen. Ob Gottfried Korsch allerdings tatsächlich auch in militärischer Funktion tätig geworden ist oder gar an Kriegen teilgenommen hat, dafür gibt es bislang keine beweiskräftigen Belege.

Jedenfalls hatte er noch als junger Mann in Preußisch Holland, einer benachbarten, überwiegend protestantischen Kleinstadt, eine Ausbildung für das Lehramt aufgenommen, was aber keine Seminarbildung beinhaltete, sondern wiederum eine Art handwerklicher Lehre. Im Alter von 25 Jahren trat er die Lehrerstelle an der Dorfschule Streckfuß an.

In dem folgenden Jahrzehnt ändert sich der anerkennende Grundton der Eintragungen nicht wesentlich. 1790 notiert Prediger Stellmacher: „Versteht hinlänglich was er als Dorf-Schul-Lehrer dociren soll.“ Und 1791 lobt er: „Ist bey der Jugend zum Nutzen.“

Einige Jahre später bahnt sich jedoch eine Krise an. Prediger Rogge berichtet im März 1798 zunächst, dass Gottfried Korsch aus Basien gebürtig sei, und liefert damit die einzige greifbare Spur zum Geburtsort. Dann fährt er fort:

Hat die Chirurgie erlernt, und lebte er noch oft, wiewohl zum Nachtheil der Schule, von der selben.

Im November desselben Jahres und noch einmal 1799 vermerkt er, dass die Lehrerstelle in Streckfuß nicht besetzt sei. Der angestammte Lehrer muss also seinen Dienst über längere Zeit nicht versehen haben, aus welchen Gründen auch immer. Doch im Jahre 1800 ist er wieder da, als sei nichts geschehen; Prediger Stellmacher attestiert ihm:

Ist Chirurgus gewesen. Alle Tüchtigkeit besitzt und wendet derselbe an; gegen seinen Wandel ist nichts zu erinnern.

Kann die Formulierung „ist Chirurgus gewesen“ so verstanden werden, dass Gottfried Korsch in der Zwischenzeit als Feldscher tätig gewesen war?

1802 kommt Prediger Schröter auf das alte Problem zurück:

Wird durch seine Kuren oft versucht die Schulstunden zu versäumen.

Nach diesem Bericht fehlen die Conduitenlisten leider für ein ganzes Jahrzehnt. Die Lücke wird aber durch zwei andere Spuren überbrückt.

Im Jahre 1805 legte Gottfried Korsch anlässlich einer Visitation ein „Verzeichniß der schulfähigen Kinder in der Schul Societät zur Schule zu Streckfus“ vor – das einzige aufgefundene Dokument, das er eigenhändig verfasst hat, und zwar in einer geläufigen, ebenmäßigen Handschrift.

Die Liste erlaubt einen Einblick in die Zusammensetzung der Klasse: 29 Schüler aus 19 Familien, im Alter von 6 bis 13 Jahren, 17 Jungen und 12 Mädchen. Für damalige Verhältnisse muss das eine ungewöhnlich kleine Klasse gewesen sein. Einem jeden Kind wird gesondert attestiert: „geht zur Schule“. Ob auch mit nicht schulfähigen Kindern zu rechnen ist und ob der Unterzahl der Mädchen eine Bedeutung beizumessen ist, das muss mangels anderer Quellen offen bleiben. –

Einige Jahre später ereignete sich die folgende bezeichnende Episode:

Die Umsetzung der preußischen Bildungsreform, die 1809 von Wilhelm von Humboldt angestoßen worden war, verlangte auch von den Elementarschulen eine tiefgreifende methodische Neuorientierung. 1811 wurden daher die Elbinger Lehrer zur Fortbildung einberufen – aber nicht alle waren davon begeistert. Vor allem ältere Kollegen mochten sich wohl mit den Neuerungen nicht anfreunden.

In einem Schreiben vom 15. Juli 1811 berichtet Prediger Rahnke von der Elbinger Dreikönigskirche dem Superintendenten, dass alle vier Lehrer an den Schulen der Pfarre außerstande seien, an dem dreiwöchigen Kursus in Marienburg teilzunehmen, und dass auch er selbst und sein Amtsbruder Jebens angesichts ihrer Arbeitsüberlastung leider absagen müssten.

Die individuellen Begründungen der Lehrer sind mit Namensnennung aufgeführt. Über Joh. Jac. Freymuth, „Organist und Schullehrer“ an der Dreikönigskirche, heißt es beispielsweise: „Er kann seines 85jährigen Alters wegen keine Reise mehr unternehmen.“ Dass der alte Herr überhaupt noch seinen Dienst verrichte-

te, macht deutlich, wie wenig man sich damals feste Altersgrenzen vorstellen konnte.

Lehrer Korsch war 52 oder 53, sein Alter konnte also nicht als Entschuldigung herhalten; doch die Begründung klingt, als gebe sie seine eigenen Worte wieder:

Er hat keine Fähigkeit, eine verbeßerte Unterrichts-Methode zu erlernen.

Abschließend versichert Rahnke, er „zweifle keinen Augenblick“, dass die Königliche Westpreußische Regierung

... nicht auch diese Gründe für gültig genug halten sollte, um sie [*die Lehrer*] von der Reise nach Marienburg zu dispensiren.

Welche Reaktionen der Fortbildungsboykott mitsamt dem verständnisvollen Kommentar der örtlichen Schulaufsicht bei den vorgesetzten Behörden auslöste, dazu waren keine Quellen aufzufinden. –

Wiederum zwei Jahre später hat Gottfried Korsch – inzwischen wohl verheiratet – anscheinend noch einmal eine Auszeit genommen. Dies geht aus einer Aktennotiz vom 15. September 1813 hervor, in der die Prüfung des „interimistischen Schullehrers Fraas in Streckfuss“ auf den 6. Oktober anberaumt wurde.

Wie oben erwähnt, war die Streckfußer Schule einklassig; also muss Korsch aus unbekanntem Gründen, wie schon 14 Jahre zuvor, ausgefallen sein, und zwar auf längere Frist, sodass eine Vertretungsregelung gefunden werden sollte.

Ist hier an eine erneute, also zweite militärische Verwendung des „Chirurgus“ zu denken?

Die Indizien sind allerdings außerordentlich dünn. Der erste fragliche Zeitraum, 1798/99, fällt zwar in die Zeit des 2. Koalitionskriegs (1797-1802), aber Preußen war damals neutral geblieben. Anders im Jahre 1813, als Preußen in der Allianz gegen das französische Kaiserreich stand: Eine Beteiligung am Herbstfeldzug (Völkerschlacht bei Leipzig Mitte Oktober!) käme zeitlich durchaus in Betracht.

Andererseits könnte gerade um diese Zeit auch Gottfried Korschs späte Heirat stattgefunden haben. Ist ein Zusammenhang möglicherweise in dieser Richtung zu suchen?

Wie immer dem auch sei, die Auszeiten bleiben erklärungsbedürftige Lücken in dem Lehrerleben unseres Vorfahren. –

Die in eben diesem Jahr 1813 wieder einsetzenden Beurteilungen bieten auch keine Antwort. Mangels Datierung kann nicht einmal ermittelt werden, ob der Bericht des Predigers Jebens vor oder nach Gottfried Korschs Abwesenheit verfasst worden ist. Fest steht nur, dass der Geistliche ihm einen „ordentlichen“ Lebenswandel bescheinigt – was allerdings nach einer gewissen Zurückhaltung klingt, wenn im selben Dokument bei anderen Lehrern das Urteil auf „untadelig“ lautet.

1815 bemängelt Prediger Stelter:

Sein Wandel war bisher nicht immer ehrbar u. unbescholten.
Er ist ernstlich vor der Trunkenheit gewarnt worden.

1816 kommt Stelters Entwarnung, der Lehrer arbeite „mit mehr Fleiß als sonst“, und sein Lebenswandel sei „jetzt besser als früher“, verbunden allerdings mit der Einschränkung:

Er hat mehr natürliche als erworbene Lehrgaben u. Geschicklichkeiten.

Wie muss man sich nun eine westpreußische Dorfschule Anfang des 19. Jahrhunderts vorstellen?

Von den Schülern ist bereits oben die Rede gewesen. Über das Schulhaus berichtet ein Schriftstück vom 3. Juli 1822, in dem Prediger Eggert die dringende Sanierung des Gebäudes anmahnt:

Die Räume des Hauses haben sich so tief in die Erde gesenkt, daß die Balken der Decke bei weitem nicht die Entfernung einer mittelmäßigen Haushöhe von dem Fußboden haben, und die Einrichtung ist überhaupt so unzweckmäßig, der Raum so beengt, daß auch für die vorschriftsmäßigen Wandtafeln nicht der geringste Platz ist. Die Nothwendigkeit, diesem so unbrauchbaren Schulgebäude eine bessere Gestalt zu geben, ist auch seit geraumer Zeit anerkannt, und der schleunige Bau öfters anbefohlen worden, jedoch, sich mit dem Druck der schlechten Zeiten entschuldigend, hat das Dorf diesen Bau auch weiterhin verschoben.

Eggerts Vorstoß hatte diesmal jedoch Erfolg: Am 11. Januar 1823 gab der Schulvorsteher Jacob Grütz auf demselben Schriftstück zu Protokoll,

daß der Bau des Schulhauses in Streckfuss nunmehr geschehen und beendigt ist. Namentlich sind die Wände gehoben und untergeschwellt, Tische und Bänke neu gemacht, ein Stall angebaut, und das Dach reparirt worden.

Es handelt sich hierbei wohlgerne nicht um das Gebäude am Wegekrenz in der Dorfmitte, das heute noch als frühere Schule ausgewiesen ist. Denn das 1822 sanierte Schulhaus wurde schon 1861 durch einen Neubau ersetzt, und die Architektur des heutigen Gebäudes verweist in eine noch spätere Zeit (zwischen 1918 und 1945?). –

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Streckfußler Lehrerstelle sind in einem Dokument vom 25. März 1825 detailliert überliefert, und zwar in der „Vocation“, der Bestallungsurkunde für Korsch's Nachfolger im Amte.

Mit der Lehrerstelle, so heißt es dort, seien die nachfolgenden „Diensteinkünfte“ verknüpft:

- a) Eine Wohnung nebst ein Garten von 84 Quadrat-Ruthen.
- b) Eine Weide für zwei Kühe und zwei Schweine auf der sogenannten freien Weide.
- c) Zwei Morgen Cullmisch Außenland auf dem Commeran genannt, zur Gewinnung des nöthigen Futters fürs Vieh.
- d) Ein Stück Rohrkampe von circa ein Morgen Cullmisch zur Beheizung der Wohnstube und Schulstube. Die Aufmachung und Anfuhr des Rohres übernimmt die Dorfschaft.
- e) Zehn zweispännige Fuder Brennholz.
- f) an Haus-Quartal von 31 Einsaßen pro Quartal 3 Sgr. 4 ℔ mithin jährlich 13 Sgr. 4 ℔ oder im Ganzen: dreyzehn Thaler, drei und zwanzig Sgr. und vier ℔ .
- g) an Schulgeld für jedes schulfähige Kind vom 6ten Jahre an, von den Einsaßen und Bewohnern des Dorfes Streckfuß vierteljährig acht Silbergroschen; dagegen für Kinder, deren Eltern auf Streckfußler Felde wohnen, vierteljährig zwölf Silbergroschen.

Dass der junge Mann zu unveränderten Bedingungen eingestellt wurde, ergibt sich übrigens aus einem weiteren Schreiben des Elbinger Magistrats.

Der Ausdruck „Morgen Cullmisch“, von der westpreußischen Stadt Kulm hergeleitet, bezeichnete die in Ost- und Westpreußen gängige Maßeinheit für Ackerflächen. Die Rohrkampen waren verlandete Uferstrecken, feuchtes Brachland, dessen Röhricht gemäht wurde und nach Trocknung als leichtes Anzündholz Verwendung fand.

Die Lagebezeichnung „Streckfuß Feld“ meint höchstwahrscheinlich die Einzelgehöfte an den Deichen der beiden Wasserläufe, die die Gemeinde Streckfuß wie eine Insel umschlossen: im Nordwesten die Thiene, im Südosten die Enge Thiene. Diese Höfe, weitab vom Dorfkern gelegen, standen sich vielleicht wirtschaftlich besser.

Die Pensionierung

Von der Pensionierung des Lehrers Korsch 1825 ist in den Akten der Superintendentur Elbing und der Dreikönigspfarre eine überraschend umfangreiche Zahl von Schriftstücken erhalten, die es ermöglichen, den Vorgang in groben Zügen zu rekonstruieren.

Jeder der beiden Aktenstapel ist an die 10 cm dick und besteht aus vielen hundert Blättern, grau vom Staub, zusammengehalten nur durch eine leichte Fadenheftung, und irgendwo mittendrin jeweils ein Bündel von Schriftsätzen zur Pensionierung des Lehrers Korsch. –

Wenn, wie oben erwähnt, ein Organist und Lehrer noch im Alter von 85 Jahren wie selbstverständlich seinen Dienst tat, dann müssen bei der Pensionierung des 66-jährigen Gottfried Korsch besondere Gründe vorgelegen haben.

Woher der Anstoß hierzu kam, verrät ein Schreiben des Predigers Rittersdorff. Dieser Geistliche amtierte jenseits der Nogat in der Dorfkirche zu Groß Mausdorf. Der Ort gehörte zum Elbinger Territorium, und Rittersdorff hatte in der Elbinger evangelischen „Diözese“ anscheinend die Federführung bei der Aufsicht über die Schulen in der Niederung inne.

Am 28. Januar 1825 schreibt Rittersdorff an den Prediger Eggert von der Dreikönigskirche:

Ew. Hohehrwürden zeige ich hierdurch brüderlichst an, daß die Königliche Regierung zu Danzig mich in dem mir auf die eingesandte Schul-Lehrer-Verhandlungen pro 1824

ertheilten hohen Bescheide beauftragt hat, dem Schullehrer Korsch in Streckfuß ihr Mißfallen zu erkennen zu geben, weil er bei größerem Fleiße mehr hätte leisten können.

Zur Vorgeschichte nimmt Rittersdorff auf die Schulvisitation Bezug, die er gemeinsam mit Eggert durchgeführt hatte:

Bei unserer gemeinschaftlichen Anwesenheit in Streckfuß äußerte [...] der Schulz, in dessen Hause wir aufgenommen wurden, und ein paar andere Mitglieder der Schulgemeinde gegen mich privatim den Wunsch, an Stelle des p. Korsch einen jüngeren und tüchtigeren Lehrer zu erhalten, indem sie, wie sie erklärten, bei Vergleichung ihrer Schule mit andern gar sehr die Schwäche ihres Schullehrers fühlen und sehnlichst wünschten, daß ihre Kinder beßer unterrichtet werden möchten, als es durch p. Korsch geschehen kann. Ich versprach damals ihren Wunsch der Kgl. Regierung vorzulegen, und das ist von mir in der Art geschehen, daß ich in meinem Berichte bemerkt habe, es wäre zu wünschen, daß er auf Pension gesetzt und ihm nach dem Wunsche der vernünftigen Mitglieder der Schulgemeinde ein tüchtiger Nachfolger gegeben werden könnte, worauf dann die Kgl. Regierung die angeführte Verfügung an die Kgl. Intendantur erlassen hat. Auch habe ich nach dem Verlangen jener Mitglieder der Schulgemeinde angeführt, daß sie erklärt haben, daß die Schulsocietät außer Stande sey, p. Korsch aus ihren Mitteln zu pensioniren und zugleich einen anderen Schullehrer zu besolden, und habe es dem Ermessen Einer Kgl. Regierung überlassen, zu entscheiden, was sich in dieser Hinsicht ausrichten läßt.

Den Auftrag der Behörde, dem Lehrer eine Abmahnung zu erteilen, gibt Rittersdorff anschließend an seinen Amtsbruder als den zuständigen Ortsgeistlichen weiter; es folgt eine Liste von Mängeln, die unbedingt abgestellt werden müssten. Außerdem solle Eggert Verbindung aufnehmen mit der Königlichen Intendantur in Elbing, der die Regierung in Danzig die Federführung vor Ort übertragen habe.

Das merkwürdige „p.“ vor dem Namen Korsch in dem obigen Schreiben läßt zunächst an das Kürzel „pp.“ denken (lateinisch „praemissis praemittendis“, „nach Vorausschickung des Vorauszuschickenden“; oder „perge perge“, „und so weiter“). Aber das einfache „p.“ läßt sich hier viel besser erklären durch „praedictus“ („der Vorgenannte“, vgl. deutsch „o. a.“). Dass hierbei

auch eine gewisse Geringschätzung der Person ins Spiel kommt, ist deutlich zu spüren. –

Eggert dürfte aus mehreren Gründen wenig erfreut gewesen sein, dass ihm die Verantwortung zugeschoben wurde. Zum einen hatte Rittersdorff ihn nicht über sein Gespräch mit den Streckfußern und über seinen Vorstoß in Danzig informiert. Zum anderen wurde ihm der Wortlaut des Danziger Bescheides vorenthalten. Und schließlich fiel ihm nun die undankbare Rolle zu, die böse Nachricht zu überbringen.

Die von Eggert dennoch auftragsgemäß ausgefertigte Abmahnung datiert vom 9. Februar 1825:

Mein lieber Herr Korsch,

Ich bin von Herrn Prediger Rittersdorff schriftlich beauftragt worden, Ihnen in seinem Namen zu sagen, daß die letzte Schulvisitation zu Streckfuß nicht zur Zufriedenheit der Königl. Hochverordneten Regierung ausgefallen ist. Ich entledige mich hiemit meines Auftrags, indem ich Sie zur möglichsten Anstrengung ihrer Kräfte, welche Ihnen das Alter und die Krankheit noch übrig gelassen haben, zum Besten Ihrer Schule, so wie zur Verbesserung Ihres Schulunterrichts, dringend ermuntere.

Diejenigen Punkte, welche Eine Hochverordnete Regierung, nach dem Berichte des Herrn Pred. Rittersdorff, als tadelhaft befunden hat, sind:

- 1, daß beim Religionsunterrichte eine schriftliche Katechisation mechanisch abgefragt wurde, und die Schüler nur gedankenlose, auswendig gelernte Antworten gaben.
- 2, daß die kleinen Schüler fast keinen Spruch gelernt hatten.
- 3, daß die Lieder im singenden Tone hergesagt wurden.
- 4, daß das Lesen überhaupt singend und ohne Ausdruck, auch ohne hinlängliche Fertigkeit betrieben wurde,
- 5, daß das Schreiben nicht löblich gewesen, und fast alle Schreibebücher nur erst seit ein paar Tagen, gleichsam nur zur Schulvisitation, angefertigt worden seien.
- 6, daß das Rechnen mechanisch betrieben, und nur die leichtesten Exempel, unrichtig und ohne Nachdenken gerechnet werden.

7, daß, was die Gesanglehre anbetrifft, nur einzelne geistliche Melodien in kreischend widerlichem Tone gesungen wurden.

8, daß deutsche Sprache und Sachkenntnisse, wie Geographie, Geschichte, Naturlehre etc. etc., ganz fehlen.

9, daß der Schulschrank fehlt und die Wandtafel nicht zweckmäßig ist.

10, daß das Einschreibebuch nicht vollständig angefertigt und das Beurteilungsbuch seit 1822 nicht fortgesetzt worden ist.

Ich ersuche Sie, die genannten Fehler abzustellen, und, außer der nothwendigen Verbesserung in der Unterrichtsmethode, auch die beiden in Nr. 10 genannten Bücher ordnungsmäßig zu führen, indem diese Sache gewiß bei der nächsten Schulvisitation auf eine schärfere Weise zur Sprache kommt.

Den neu gewählten Schulvorstehern tragen Sie in meinem Namen auf, für einen Schulschrank zu sorgen, und die Wandtafel abändern zu lassen. Wie sie vorschriftsmäßig beschaffen seyn müsse, wissen Sie ja aus unsern Gesprächen. [...]

Sie werden so gut seyn, dieses Schreiben mit Ihrer Unterschrift zu versehen, und es mir sodann zurück zu schicken.

Elbing, d. 9 Februar 1825

[*eigenhändig*:] Eggert

[*von anderer Hand*:] erhalten, gelesen und gut bemerkt.
Korsch.

Der Prediger sagt also sehr deutlich, dass er die Abmahnung nur weiterleite. Doch auch er hat offensichtlich nicht den Mut, die beabsichtigte Pensionierung zu erwähnen. Denn seine bemüht väterliche Aufforderung zur Behebung der bemängelten Einzelpunkte war ja mittlerweile überholt durch die im Hintergrund laufenden Absprachen der Behörden.

Am selben Tage meldete Eggert an Rittersdorff Vollzug. Bei dieser Gelegenheit verteidigt er sich:

Die Mängel, auf welche ich hinsichts der Schule zu Streckfuß soll aufmerksam gemacht werden, habe ich Ew. Hoch-
ehrwürden schon vor unserer Hinkunft genau geschildert, aber obgleich ich sie schon längst kenne, ist es mir doch nie

möglich gewesen, das Geringste darin zu ändern, indem der Mann mir stets entgegensetzte, er sei zu alt, um noch eine andre Weise anzufangen. In den Conferenzen gab ich mir wohl alle ersinnliche Mühe, um ihn brauchbarer zu machen, aber ich erfuhr dieselbe Antwort: sein Kopf sei zu alt und hart, um noch etwas zu lernen. Obgleich ich ihm jetzt ernstlich angekündigt habe, daß jene Mängel durchaus abgestellt werden müssen, so fürchte ich doch, es werde nichts fruchten.

Die Maaßregel, der Schule einen andern Lehrer zu geben, ist daher sehr heilsam für die dortige vernachlässigte Jugend, die in allen Kenntnissen so unsäglich zurück ist. Daß aber die Streckfuß der dem zu pensionierenden Lehrer auch gar nichts zugestehen wollen, daß sie nicht wenigstens entweder durch die Dankbarkeit oder durch Mitleid sich bewogen fühlen, diese Aufopferung für den dem nahen Grabe entgegen gehenden Mann zu unternehmen, ist zu verwundern, und scheint mir hart, da zuvörderst alle oder doch die meisten der dortigen Nachbarn einst seine Schüler gewesen sind, und von ihm erzogen worden sind, da jener K. ein alter schwacher Mann ist, der besonders jetzt oft kränkelt und sich anderweitig nicht mehr ernähren kann, da endlich ihm eine Familie von sieben Kindern zu versorgen obliegt. Sollten ein und vierzig Dienstjahre nicht einige Ansprüche auf die Unterstützung der Dorfschaft gewähren? Freilich ist die Stelle schlecht, und die Dorfschaft ist großentheils verarmt, indessen würde bei einer etwaigen Unterstützung auf jeden der 39 Wirthe nur ein kleiner Theil an Beitrag treffen.

In Betreff dieser Angelegenheit habe ich ebenfalls unter heutigem Dato die hiesige Königl. Intendantur ersucht, mich, sobald zur Pensionierung des Korsch Einleitungen getroffen sind, sogleich davon in Kenntniß zu setzen, um solches sodann Ihnen zu berichten.

Bei nächster Gelegenheit werde ich auch dem Schulzen Karnapp bekannt machen, daß seine und des Vorstands Wünsche durch Sie ihrer Erfüllung entgegengehen.

Zu Streckfuß sind zwei neue Schulvorsteher, Michael Fiedler und Georg Fiedler zu Schulvorstehern erwählt und bereits bestätigt worden. Ich habe diese Wahl, gemäß einer hohen Regierungsverfügung (dat. Danzig 11 März 1822) Sonntag Septuagesima currentis von der Kanzel bekannt gemacht, und die Neugewählten dem betreffenden Theile

der Gemeine vorgestellt, die Introduction selbst aber noch verschoben, weil jetzt nicht allein eine Reise dorthin höchst beschwerlich ist, sondern auch die dortigen Landwege durch die letzte Ueberschwemmung so unbrauchbar geworden sind, daß nicht zu erwarten stünde, es würden sich viele Eltern und Kinder bei der Feierlichkeit versammeln, weshalb ich solches erst dann, wenn Weg und Witterung es erlauben, vollziehen werde.

Aus obigem Grunde ist auch während des ganzen vorigen Monats dort kein Kind zur Schule gekommen.

Eggert fühlte sich also genötigt, sich gegenüber seinem Amtsbruder zu rechtfertigen. Positiv ist anzuerkennen, dass er sich über die zu erwartende schwierige soziale Lage des zukünftigen Pensionärs Gedanken macht.

Ansonsten spielt er auf Zeit, etwa wenn er beteuert, wegen der schlechten Wege vorerst nicht nach Streckfuß gelangen zu können. Denn dass umgekehrt die Dorfbewohner zum sonntäglichen Gottesdienst in Elbing erscheinen, setzt er als selbstverständlich voraus. –

Nachdem Eggert sich auftragsgemäß mit der Intendantur in Verbindung gesetzt hatte, erhielt er dort am 14. Februar auch Einblick in die Verfügung der Regierung in Danzig, die auf den 26. Januar 1825 datiert ist:

Der Schullehrer Korsch in Streckfuss, 66 J. alt, ist zu schwach und stumpf [?], als daß er seinem Amte noch länger mit Nutz nachkommt, und muß dieser in den Ruhestand versetzt werden, damit ein künftiger Lehrer seine Stelle annehmen kann. Da das gesammte Einkommen des Korsch nur 64 rt. [*Reichstaler*] beträgt, so wird er mit einer geringen Pension zufriedengestellt werden können, im Falle er durch eine finite Anstellung, worüber aus unsern Acten nichts hervorgeht, überhaupt auf Pensionierung Ansprüche hat. Die Königl. Intendantur hat dieses genau zu untersuchen, und eventualiter den Korsch über seine Pensionierung, so wie die Schulgemeinde über das, was sie zu deßen fernerer Subsistenz leisten will, mit Zuziehung der Kirchspielsgeistlichen, zu vernehmen, und die Verhandlungen mit zweckmäßigen Theylungen [*Beteiligungen*] ein zu rufen, worauf wir einen Zuschuß aus Königl. Casse zu bewilligen nicht abgeneigt seyn werden.

Eggert musste sich wohl eingestehen, dass er (nicht zuletzt durch Rittersdorffs Geheimniskrämerei) in eine verzwickte Lage geraten war, und ging das Problembündel nunmehr frontal an. In einem Schreiben an die Intendantur plädierte er noch am selben 14. Februar 1825 nachdrücklich für eine angemessene Alimentierung des zukünftigen Pensionärs, versuchte dabei aber die Streckfußler Dorfgemeinschaft zu schonen, und nahm auch bereits die Neubesetzung der Stelle in den Blick.

Unter dem heutigen Dato ist mir von Seiten Einer Wohlwollenden Intendantur die Verfügung Einer Hochverordneten Regierung v. 26 Jan. currentis, soweit sie die Pensionirung des Lehrers Korsch betrifft, durch Herrn Justizrath Proewe mitgetheilt worden. Was den Amtsertrag der dortigen Schulstelle betrifft, der auf 64 rt. geschätzt ist, welches wahrscheinlich aus meinen früheren Angaben gefloßen ist, so ist derselbe überhaupt schwer zu bestimmen, weil der Lehrer zu Streckfuß weder ein stehendes Gehalt, noch bestimmte Naturerzeugnisse, noch Ackerland zu seiner Stelle hat, und also die Grundlage der Abschätzung in dem Schulgelde zu suchen ist, welches doch höchst schwankend ist. Ich suchte daher in der letzten Zeit den Werth der Stelle, so gut ich konnte, zu ergründen, und glaubte durch obige Angabe wenigstens der Wahrheit so nahe als möglich zu kommen, indem ich das Schulgeld in dem letzten Jahre ziemlich sicher auf 40 rt. abschätzte, und das übrige mit dem Werth der nun ausgebauten Wohnung, des Futters für 1 Kuh und des kleinen Gartens und einiger Naturalien anschlug. Die nähere Ermittlung dieser Umstände, wenn sie nöthig seyn sollte, bleibt einer Hochwollenden Intendantur überlassen. Eben so wenig ist es meinem Ermessen zuständig [!], zu bestimmen, aus welcher Quelle die Unterstützung für den zu pensionirenden Lehrer fließen sollte, und wie viel die Schulsocietät hierzu beitragen müßte; jedoch wäre es wünschenswerth, dem alten Lehrer wenigstens ein Auskommen zu sichern, welches ihn vor drückendem Mangel und offenbarer Noth bewahrt.

Da Eine Hochverordnete Regierung sich huldreichst entschieden [?] hat, dem zu Pensionirenden eine Unterstützung aus Königlicher Kasse gewähren zu wollen, dieselbe aber nur ausdrücklich ein Beitrag seyn soll, so wird sich [!] die Schulsocietät von Streckfuß noch gehalten seyn, die Grund-

lage zu dieser Pension herzugeben, betrüge dieselbe auch nur den kleinsten Theil der Pension. [.....] Gäbe es jedoch ein Mittel, dem K. denselben hinreichenden Unterhalt zu sichern, ohne das Dorf zu belasten, so wäre dieses eine Wohlthat für dasselbe, da Streckfuß bekanntlich jetzt sehr verarmt ist. [.....]

Was endlich den neuen Lehrer betrifft, mit welchem die genannte Schule besetzt werden könnte, so weiß ich für diesen Augenblick kein Subjekt in Vorschlag zu bringen, welches sich für dieselbe eignete.

Am 15. Februar 1825 wurde die Anhörung der Beteiligten unter Vorsitz des „Stadt Justitz Raths Herr Proewe“ auf den 21. Februar „im hiesigen Intendantur Locale“ anberaunt.

Es ist anzunehmen, dass auch der Betroffene hierzu geladen wurde. Wenn er nicht schon vorher ahnte, dass seine Pensionierung beschlossene Sache war, dann erfuhr er es spätestens jetzt.

Über die Verhandlung selbst scheint kein Schriftstück erhalten zu sein. –

Pünktlich zu diesem Termin (21. Februar) brachte Eggert übrigens einen Personalvorschlag zur Nachfolge ein:

Zu der Lehrerstelle in Streckfuß, welche durch die Pensionierung des p. Korsch wird erledigt werden, bringe ich ganz ergebenst den Seminaristen Ferdinand Dzuck, welcher der Sohn des hiesigen Intendantur-Amtraths [?] ist, gegenwärtig in Jenkau gebildet wird, und nach Ostern seine Berufung absolviert hat, in Vorschlag, jedoch natürlich in der Voraussetzung und für den Fall, daß er sein Examen *bene* [?] besteht, und daß die Wiederbesetzung der genannten Stelle sich bis zu seiner Wiederkehr zu Ostern verzögert. [*Zusatz am Rand*: NB. Der Sem. Director Kamerow aus Jenkau hat dem jungen Dzuck bereits ein sehr ehrendes Zeugniß ertheilt.]

Das Conradinum in Jenkau <Jankowo Gdańskie>, 10 km südwestlich von Danzig, war eines der ersten westpreußischen Lehrerseminare und Vorläufer des Seminars in Danzig-Langfuhr.

Dass Eggert ausgerechnet den Sohn eines Intendantur-Beamten für die Nachfolge vorschlug, hinterlässt ein zwiespältiges Gefühl. Einerseits kann hier ein Elbinger Klüngel Pate gestanden haben; andererseits war es vielleicht ein geschicktes Manöver, um der

Bereitschaft der Intendantur zu finanzieller Großzügigkeit nachzuhelfen. –

Eine Woche später, am 28. Februar 1825, meldete sich aus Groß Mausdorf noch einmal Prediger Rittersdorff zu Wort. Er schrieb an Eggert „ganz ergebenst und amtsbrüderlich“,

... daß es mir sehr leid thun würde, wenn Sie, mein geschätzter Herr Amtsbruder, mein Schreiben vom 28ten Januar missverstanden haben sollten. Ich weiß es sehr gut, daß Ihnen die angezeigten Mängel der Schule in Streckfuß nicht unbekannt geblieben sind, und ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mich selbst auf einige aufmerksam gemacht haben. Auch bin ich überzeugt, daß Sie schon früher Alles gethan haben werden, um ihnen abzuhelpen, daß aber der Lehrer Korsch nicht mehr zu bilden ist. [...] Jedoch wird er nach den ihm von Ihnen mitgetheilten Bemerkungen den Antrag zu seiner Pensionirung, wenn er ihm bekannt wird, weniger auffallend finden, und ich wünsche recht sehr, daß dieselbe zu Stande kommen könnte.

Wollte Rittersdorff sich gegen den Eindruck absichern, dass sein Verhalten in Sachen Korsch zu Lasten von Eggert gegangen sei? Jedenfalls beeilt er sich zu beteuern, dass ihm die soziale Lage des Pensionärs nicht gleichgültig sei – und schiebt die unangenehme Verantwortung doch wieder seinem „geschätzten Herrn Amtsbruder“ unter. Dazu passt die geheuchelte Zuversicht, dass die Abmahnung, mit der ja er, Rittersdorff, Eggert beauftragt hatte, dem Lehrer die Einsicht in die Pensionierung erleichtern werde. –

Die Bestallungsurkunde für den Nachfolger wurde zwar schon am 25. März 1825 ausgefertigt, aber die Amtsübergabe zog sich noch hin. Denn wie aus einem Schreiben des Magistrats vom 27. Mai 1825 an Rittersdorff hervorgeht, verlangte die Regierung in Danzig eine Pauschalierung des Schulgeldes, das vorher an die Schülerzahl gekoppelt gewesen war.

Der bisherige Schullehrer Korsch in Streckfuss, ist mit Genehmigung der Königl. Regierung zu Danzig alterswegen mit Pension in Ruhestand versetzt, und an seiner Stelle der bisherige Seminarist Dzuck zu diesem Schullehreramte erwählt worden. Die Anstellung des letzteren ist aber dadurch noch verzögert worden, daß vorher nach dem Verlangen der Königl. Regierung zu Danzig das bisher nach der Zahl der

Schulkinder zu bezahlende Schulgeld summarisch festgestellt, und auf die Gemeinde-Mitglieder repartirt *[umgelegt]* werden soll, diese letzteren aber die veränderte Einrichtung sich nicht gefallen lassen wollen. [.....]

Da wir indeßen bei dieser Gelegenheit zugleich erfahren haben, daß der Lehrer Korsch den Unterricht ohne unsere Genehmigung schon seit 14 Tagen eingestellt hat, und die Schul-Jugend sich unterdeß herumtreibt; so benachrichtigen wir Ew. Hochwohlehrwürden hievon mit dem ergebensten Bemerken, daß die Königl. Intendantur heute ersucht worden ist, den Schulunterricht entweder durch den pensionierten Lehrer Korsch bis zum Dienstantritte des Dzuck fortsetzen zu lassen, oder aber den letzteren sogleich vorläufig interimistisch anzustellen.

Dass Gottfried Korsch, nachdem er die Abmahnung und das Pensionierungsverfahren über sich hatte ergehen lassen müssen, trotzdem noch wochenlang hingehalten wurde, muss ihn erbittert haben. Sein Streik im Mai 1825 war ein konsequenter, wenn auch ohnmächtiger Protest. –

Aus der Bestallungsurkunde für den Nachfolger geht hervor, dass diesem die Lehrerwohnung im Schulhaus zustand. Da nun in den Folgejahren mehrfach erwähnt wird, dass die Familie Korsch in Streckfuß wohnhaft sei, muss sie dort eine neue Unterkunft gefunden haben, sei es in einer eigenen Kate, sei es als „Einwohner“ bei einem der Streckfüßer „Nachbarn“.

Welche finanzielle Absicherung dem Lehrer letztlich zugebilligt worden war, dazu haben sich keine Hinweise gefunden. Auf die Bockbeinigkeits der Streckfüßer Bauern in diesem Punkte hatte Prediger Eggert ja mehrfach hingewiesen. Immerhin bestätigt die Bemerkung „mit Pension“ in dem obigen Schreiben, dass am Ende doch eine Ruhestandsregelung gefunden worden war.

Der Pensionär kam noch ungefähr ein halbes Dutzend Jahre in den Genuss seiner Altersbezüge, bis er um 1831 starb.

Ungeklärt bleibt, ob später auch seine Witwe abgesichert war, die ihn um etwa 7 Jahre überlebte. Bei ihrem Tode war das jüngste Kind, Ludwig Rudolph, 11 Jahre alt.

Zum Schluss erlaube ich mir die ganz unhistorische Frage, was Johann Gottfried Korsch wohl dazu gesagt hätte, dass 200 Jahre

später ein Nachkomme, ebenfalls Lehrer, seine Lebensgeschichte wieder aufdröseln und zu Papier bringen würde.

Ich stelle mir vor, er hätte Gefallen daran gefunden und am Ende mit einem Schmunzeln dieselben Worte vermerkt, mit denen er damals die Abmahnung des Predigers Eggert quittiert hatte:

Handwritten note in German, dated 9th September 1825. The text includes: "auf die Walze", "Korsch", and "auf die Walze, auf die Walze und gut gemacht." The signature "Korsch" is written in the bottom right corner.

Die Kinder

Sieben der acht nachweisbaren Kinder des Ehepaares liegen altersmäßig nur anderthalb bis zwei Jahre auseinander. Ein weiteres, undokumentiertes Kind könnte allenfalls zwischen 1824 und 1827 geboren worden sein. Über Geburten vor 1814 und nach 1827 kann man nur spekulieren.

*Das „Franzosenkind“, *1812~*

Wenn es das „Franzosenkind“ überhaupt gegeben hat, dann war es wohl ein Junge, im Jahre 1812 oder noch früher, etwa 1807/08, geboren. Dass bislang die Indizien für die Existenz dieses Kindes nicht beweiskräftig sind, ist weiter oben bereits erläutert worden, ebenso die Schlussfolgerung, dass Gottfried Korsch vermutlich nicht der Vater war.

Dennoch geben einige Zeilen über Ernst Korsch (siehe S. 73) in der Stader Chronik zu denken:

Wie aus der mündlichen Überlieferung bekannt ist, ging er als Handwerksbursche auf Wanderschaft - „auf die Walze“. Dabei begegnete er einem wandernden Schmiedegesellen, mit dem er seine Reise fortsetzte. Dieser Schmiedegeselle war Ferdinand Schichau, der Begründer der Elbinger Schichau-Werft und Erbauer des ersten deutschen Schrauben-Seedampfers.

Da Ferdinand Schichau 1814 geboren ist, muss angenommen werden, dass Ernst Korsch ungefähr gleichaltrig war.

Dass es sich bei Schichaus Begleiter tatsächlich um Ernst Korsch gehandelt habe, lässt sich, nachdem 1821 als dessen Geburtsjahr bekannt ist, nicht mehr aufrecht erhalten. Anders sieht es aus, wenn geprüft wird, inwieweit das „Franzosenkind“ als Schichaus Wandergesell im Jahre 1835 in Frage käme.

Schichau hatte zunächst eine Lehre als Schlosser gemacht (also nicht als Schmied). Wegen seiner guten Leistungen hatte ihm die Initiative einiger Elbinger Sponsoren ein Studium am Königlichen Gewerbeinstitut in Berlin ermöglicht. Ihm war sogar ein dreijähriges Stipendium gewährt worden. Nach dem Abschluss begab er sich 1835 unmittelbar von Berlin aus auf seine Wanderschaft ins Rheinland und nach England – oder besser auf eine technische Studienreise; ein Unternehmen übrigens, das heutzutage möglicherweise als Industriespionage gedeutet würde...

Welches Handwerk Gottfried Korsch's französischer Stiefsohn erlernt haben könnte, wissen wir nicht. Es scheint mir aber unwahrscheinlich, dass er als mittellose Halbweise in Berlin hätte studieren können wie der Bürgersohn und spätere Industrielle Schichau. Er könnte aber den etwas jüngeren Schlossergesellen aus Elbinger Tagen gut genug gekannt haben, um sich mit ihm 1835 in Berlin zu der Wanderschaft in Richtung Westen zusammen zu tun. Dann wären die beiden Handwerksburschen, zwischendurch hier und dort Arbeit annehmend, bis nach Belgien gelangt, um von dort getrennte Wege zu gehen – der eine, um sich im Mutterland der Industrialisierung über die neuesten technologischen Fortschritte zu informieren, der andere, um die Heimat seiner Mutter (und seines Vaters?!) aufzusuchen und seine französischen Verwandten kennenzulernen. Ein Szenarium also, das eine gewisse Plausibilität für sich hat.

Dabei sollte aber nicht vergessen werden, dass auch die nachfolgenden Korsch-Söhne, nämlich Johann Gottfried und Christian Samuel, mögliche Kandidaten für die gemeinsame Wanderschaft mit Schichau sind.

*Johann Gottfried Korsch, *1814*

Von dem ältesten Sohn aus der Ehe von Gottfried Korsch und der Unbekannten wissen wir nur, dass er am 25. Juli 1814 in Streck-

fuß geboren wurde und 1829, als er in der Elbinger Dreikönigskirche vom Prediger Eggert konfirmiert wurde, noch zuhause wohnte.

Altersmäßig hätten er und Schichau sehr gut zusammengepasst, eine Freundschaft aus jungen Jahren wäre denkbar. Leider ist nicht bekannt, welches Handwerk der junge Korsch erlernt hatte und wie es zu Schichaus Maschinenbau-Interessen passte.

Wenn er tatsächlich, wie oben beschrieben, Schichaus Weggefährte gewesen ist, dann ist es durchaus möglich, dass er sich nach der Trennung irgendwo weit entfernt von seiner Heimat niedergelassen hat. Das würde auch erklären, warum in Elbing und Umgebung keine Spuren aus späterer Zeit mehr aufzufinden sind.

*Christian Samuel Korsch, *1816*

Auch hier nur wenige Spuren: Am 16. Februar 1816 in Streckfuß geboren, 1830 von Eggert eingeseget, wohnhaft bei den Eltern.

Dem Alter nach könnte er soeben noch als weiterer Kandidat für die Wanderschaft mit Schichau gelten. Aber wir wissen von ihm ebenso wenig wie von seinem älteren Bruder.

Im Sterberegister der Dirschauer Georgskirche ist unterm 31.10.1859 ein Christian Samuel Korsch vermerkt, der auch seit 1847 als Vater mehrerer Kinder verzeichnet ist; die Altersangabe 49 verweist jedoch auf ein Geburtsjahr 1810, und als Herkunftsort ist in einem der Geburtseinträge Braunsdorf bei Schöneck angegeben.

*Carl Ferdinand Korsch, *1818*

Carl Ferdinand wurde am 22. Januar 1818 in Streckfuß geboren. Als er 1832 vom Prediger Eggert konfirmiert wurde, waren er und seine Geschwister Halbweisen, denn in der Konfirmandenliste wird statt des Vaters in der Eltern-Rubrik nunmehr die Mutter angegeben.

Ein halbes Jahr später, am 10. Dezember 1832, taucht ein „Korsch, Ferdinand“ in der Einwohnerkartei der Stadt Elbing auf. Das Geburtsdatum 20. Januar weicht zwar um 2 Tage ab, aber der Geburtsort Streckfuß behebt den Zweifel. Er wies sich „mit Schulzens Attest“ aus, also mit einer Bescheinigung des Dorf-

schulzen, und trat, wenn ich die Meldekarte richtig verstehe, in Elbing eine Tischlerlehre an.

Merkwürdigerweise wird der junge Mann nicht auf derselben Karte weitergeführt, sondern „Korsch, Carl Ferdinand“ wird am 8. Februar 1836 auf einer neuen Meldekarte als Zuzug von Streckfuß registriert – diesmal mit dem richtigen Geburtsdatum. Es ist also anzunehmen, dass er nach der Lehre zunächst in sein Heimatdorf zurückgekehrt war, wo noch die Mutter mit den jüngeren Geschwistern lebte.

Die neue Berufsbezeichnung „Commissionär“ weist auf eine Geschäftstätigkeit hin, die zwischen Lieferanten und Kunden vermittelt. Um welche Produkte es hierbei gegangen sein könnte, ist unklar. Handelte es sich vielleicht um die Anfänge einer fabrikmäßig organisierten Möbelherstellung, bei der Carl Ferdinand als gelernter Tischler den Vermittler machte?

Um 1845/46 heiratete er die 11 Jahre jüngere Anna Leonora Frischketter, geboren am 27.12.1829 in Wichmann (?). Die Familie wohnte in Elbing, Anfang der 1850er Jahre auch eine Zeitlang in dem Niederungsdorf Kerbshorst.

Carl Ferdinand Korsch starb am 11. September 1892 in Elbing. Seine Frau war schon am 07.11.1871 ebenda verstorben; der Tod des Sohnes Hermann Eduard nur wenige Tage später lässt an eine Epidemie denken.

In der Elbinger Einwohnerkartei sind vier Kinder verzeichnet, die im Zeitraum 1847-1854 zur Welt kamen:

Ludwig August Ferdinand, *16.07.1847 in Elbing. – †08.11.1848 in Elbing.

Eleonore Wilhelmine, *16.03.1849 in Elbing. – †09.09.1860 in Elbing.

Hermann Eduard, *26.05.1852 in Kerbshorst. – Er ist zwar in der Elbinger Einwohnerkartei unter dem 04.12.1867 als abgemeldet notiert, dann aber ebenda als am 16.11.1871 verstorben verzeichnet.

Emil Traugott, *17.12.1854 in Elbing. – Er verließ Elbing am 22.06.1875. Weiteres ist nicht bekannt.

*August Friedrich Korsch, *1819*

Ein weiterer Sohn, von dem sehr wenig bekannt ist: Geboren am 15. August 1819 in Streckfuß, konfirmiert 1834 durch Prediger Jebens, damals wohnhaft in Streckfuß bei der Mutter.

*Ernst Adolph Korsch, *1821*

Ernst Adolph Korsch, unser Vorfahr, wurde am 08.02.1821 in Streckfuß geboren. – Alles Weitere siehe S. 73.

*Maria Elisabeth Korsch, *1822*

Maria Elisabeth, die einzige Tochter der Familie Korsch, wurde am 17. November 1822 in Streckfuß geboren. Als sie 1837 vom Prediger Jebens eingesegnet wurde, lebte sie bei der Mutter in Streckfuß. Aus der Elbinger Einwohnerkartei ist einiges über ihren Lebensweg bekannt, nicht allerdings ihr Todesdatum.

Ein Dreivierteljahr nach der Konfirmation taucht sie „mit einem Schulzenattest“ vom 04.02.1838 erstmals in der Kartei auf, mit dem Kürzel „DM“ (Dienstmagd?). Der Schullehrer Dettmar in Streckfuß sei ihr Vormund, die Eltern seien tot. Somit wäre der Tod der Mutter auf die Zeit zwischen Pfingsten 1838 und Februar 1839 zu datieren.

Am 11.03.1841 wird Maria Korsch als Abgang verzeichnet. Vermutlich verdingte sie sich auf dem Gutshof Dambitzen 4 km östlich der Stadt, der in eben diesem Jahr von einer Familie Teetz aufgekauft worden war. Am 02.10.1846 kehrte sie „mit Entlassungsschein von Dambitzen“ nach Elbing zurück, fast 24 Jahre alt und unverheiratet.

Auch weiterhin ist von einer Ehe nicht die Rede, wohl aber von der Geburt einer Tochter *Maria Dorothea* 1848 (siehe auch weiter unten) und neun Jahre später eines Sohnes *Ernst Wilhelm* (*17.04.1857 in Elbing, † Dezember 1857). Ausgerechnet in diese Monate fällt ein rätselhafter Eintrag auf der Karteikarte ihrer Tochter vom 01.06.1857, in dem es über die Neunjährige heißt: „Blieb hier von der Mutter, welche ausgewiesen wurde; zurück jetzt.“ Wie lange hatte die Ausweisung gedauert? Was war in der Zwischenzeit aus der Tochter geworden? Vor allem aber: Hing diese Ausweisung in irgendeiner Weise mit der Schwangerschaft oder der Geburt des Sohnes zusammen?

Zwei Jahre darauf gibt es sogar noch die Spur eines dritten unehelichen Kindes: „Maria Elisabeth Korsch, Wirthin in Elbing“ brachte am 15.01. 1859 in Dirschau einen Sohn namens *August Friedrich* zur Welt, der allerdings schon nach drei Wochen am 05.02.1859 starb.

1861 tritt „Marie Korsch“ in Dirschau noch einmal als Taufpatin ihrer Nichte Ottilie Wilhelmine auf, der Tochter ihres jüngsten Bruders Ludwig Rudolph.

Fest steht, dass Maria Korsch immer noch ledig war; fest steht aber auch, dass sie wirtschaftlich auf eigenen Beinen stand. Denn so muss man die Angabe „Wirthin“ verstehen – nicht unbedingt als „Gastwirtin“. Die wirtschaftliche Eigenständigkeit setzt ein gewisses Alter voraus; tatsächlich war sie nunmehr 36 Jahre alt. Welche Gründe mag sie gehabt haben, wenn sie, die in oder bei Elbing wohnte und arbeitete, das Kind bei ihren Dirschauer Verwandten zur Welt brachte? Wollte sie einer weiteren Ausweisung aus Elbing aus dem Wege gehen? –

Über den weiteren Lebensweg der Maria Elisabeth Korsch war nichts in Erfahrung zu bringen.

Ihre oben erwähnte Tochter, geboren am 17.01.1848 in Schweinbach (?), ist als *Maria Dorothea Korsch* auf einer eigenen Meldekarte registriert. Dort findet sich unter dem Datum 01.06.1857 auch der bei ihrer Mutter erwähnte Eintrag von 1857: „Blieb hier von der Mutter, welche ausgewiesen wurde; zurück jetzt.“ Weiter heißt es unterm 21. November 1858: „Wegen Diebstahls 3 Tage Gefängniß.“

Der letztere Vermerk scheint sich auf die Tochter zu beziehen, obwohl eine 3-tägige Gefängnisstrafe für eine Zehnjährige aus heutiger Sicht ungeheuerlich wäre.

Maria Dorothea Korsch brachte ihrerseits als 18-jährige Dienstmagd eine uneheliche Tochter zur Welt: *Bertha*, geboren am 19.06.1866 in Elbing. Was aus diesem Kind wurde, ist nicht bekannt.

An dieser Stelle muss noch einmal die Stader Chronik von Heinz und Christel Lipka zu Wort kommen. Der Abschnitt über den Lehrer Korsch endet mit den Zeilen:

Eine nahe Verwandte von ihm, eine Großtochter oder Großnichte, lebte als älteres Fräulein in Elbing und war Mitinha-

berin eines Weißwarengeschäftes in der Wasserstraße. Sie stammte aus Streckfuß und bestätigte die Existenz des Lehrers Korsch.

Vielleicht hatte Christel selbst noch diese alte Dame kennengelernt? Oder stammte der Hinweis aus der älteren Generation der Familie Janzen?

Zu jenem „unverheirateten Fräulein“ fehlen Angaben über ihre Herkunft. Ihre kommerzielle Tätigkeit unter dem Namen Marie Korsch, gemeinsam mit ihrer Geschäftspartnerin Ottilie Tielheim (auch: Thielheim), ist hingegen gut belegt:

Laut Elbinger Adressbuch betrieben die beiden Frauen im Jahre 1876 einen Weiß- und Kurzwarenhandel in der Wasserstr. 53 <Wodna>.

Die beiden kannten sich möglicherweise schon aus jungen Jahren. Ottilie, vielleicht etwas älter als Marie, ist im Adressbuch als erste erwähnt (1870, „Ladenmädchen“, Fischerstraße 1). Zwei Jahre später wohnte Ottilie in der Mauerstr. 16 <Przy Murze>, unter derselben Adresse wie das „Ladenmädchen“ Korsch (ohne Vornamen). Es handelt sich zweifellos um ihre spätere Geschäftspartnerin Marie Korsch.

Dies „Ladenmädchen“ kann wohl kaum mit der älteren Marie Elisabeth Korsch (*1822) identisch sein, sehr wohl aber mit ihrer Tochter Maria Dorothea Korsch (*1848, siehe oben). Ob deren 1866 geborene Tochter Bertha noch lebte, hat sich nicht klären lassen. Jedenfalls war diese Marie in der Tat eine Enkelin des Streckfußler Lehrers Gottfried Korsch.

Das Geschäft in der Wasserstraße, zwischen 1874 und 1876 gegründet, war im Elbinger Handelsregister, Abteilung Handelsgesellschaften, unter Nr. 99 eingetragen: „Tielheim und Korsch. Gesellschafter: Frl. Ottilie Tielheim und Frl. Marie Korsch.“ Aus den Elbinger Adressbüchern ergibt sich, dass um 1884 ein Umzug von der Wasserstraße 53 in die Nummer 39 erfolgte, kurz vor 1890 dann noch einmal in die Wasserstraße 79. Dies schmale Gebäude gehörte der Erbgemeinschaft Ozegowski und lag in der Häuserzeile zwischen Wasserstraße und Elbingerufer, von der Brückstraße <Mostawa> auf die Heilig-Geist-Straße zu <Sw. Ducha>.

Nach ziemlich genau zweieinhalb Jahrzehnten selbstständiger Geschäftstätigkeit wurde der Laden 1898 geschlossen. Da war Marie

Korsch 50 Jahre alt. Die beiden Fräulein blieben wohl in lebenslanger Freundschaft verbunden, denn schon 1898 werden sie auch unter der Adresse Feldstraße 2 geführt, eine jede als „Rentiere“. Die Feldstraße <Polna> lag östlich der Neustadt jenseits der Hommel; sie zweigte von der Tannenberg-Allee <Aleja Grunwaldzka> nach Norden ab.

Wie es scheint, konnten die Freundinnen ihren Lebensabend genießen. Otilie Tielheim wird letztmalig 1927 im Adressbuch erwähnt, Marie Korsch noch 1930. Sie stand mittlerweile im hohen Alter von 82 Jahren.

Friedrich Wilhelm, *1824

Friedrich Wilhelm, geboren am 21. Juli 1824 in Streckfuß, wurde 1839 vom Prediger Jebens von der Elbinger Dreikönigskirche eingeseget. Die Konfirmandenliste vermerkt, dass er in Streckfuß beim „Nachbar Fuchs“ wohne. Daraus ist zu schließen, dass nunmehr auch die Mutter gestorben war. Er und seine jüngeren Geschwister, nunmehr Vollwaisen, waren anscheinend von Familien im Dorf aufgenommen worden.

Friedrich Wilhelm hatte „Joh. Schultz in Streckfußer Feld“ zum Vormund. So jedenfalls ist es in der Elbinger Meldekartei unterm 15.09.1839 vermerkt. Als zukünftiger Beruf ist „Schneidergesell“ angegeben, ein Handwerk, das auch sein älterer Bruder Ernst ergriffen hatte. Von hier ab verliert sich seine Spur.

Im Taufregister der Dirschauer Georgskirche tritt in den 1850er Jahren mehrfach ein *Friedrich Wilhelm Korsch* als Vater auf; jedoch bei einem Todesfall vom 22.05.1856 (*Friederike Neumann*) ist vermerkt, dass er der Sohn des verstorbenen „Hofbesitzers *August Korsch*“ sei. Außerdem passt auch das Geburtsjahr 1821 nicht.

Ludwig Rudolph Korsch, *1827

Der, soweit bekannt, jüngste Sohn des Lehrers Korsch wurde nach dessen Pensionierung geboren, nämlich am 15.06.1827. Der Vater ging bereits auf die 70 zu.

Bei seiner Konfirmation durch Prediger Jebens 1841 war der Junge Vollwaise. Er wurde von der „Einwohnerin Catharina Elisabeth Poeck“ betreut; Vormund war aber ein Mann, nämlich „Lehrer Dettner zu Streckfus“, wie die Elbinger Einwohnerkartei meldet.

Er wurde unmittelbar nach der Einsegnung „mit einem Schulzen Attest vom 11. 6. 41 von Streckfus“ registriert und begann eine Lehre als Kürschner.

1857 findet sich seine Spur in Dirschau wieder. Mittlerweile war er verheiratet mit *Charlotte Augustine Engelhardt*. Die Hochzeit dürfte um 1856 stattgefunden haben. Ludwig Rudolph selbst wird 1857 als Arbeiter bezeichnet, seit 1859 aber durchgehend als Landbriefträger oder Postbote.

Im Geburtsregister der Georgskirche zu Dirschau sind im Zeitraum von 1857 bis 1872 insgesamt 12 Kinder des Paares aufgeführt.

Emma Ludovica Korsch, *18.10.1857.

Albert Ludwig Korsch, *18.09.1859. – Näheres siehe unten.

Otilie Wilhelmine Korsch, *11.02.1861.

Mathilde Karoline Korsch, *23.03.1862. – †11.06.1862 Dirschau.

Emilie Augustine Korsch, *30.03.1863. – †27.07.1863 Dirschau.

August Friedrich Korsch, *22.07.1864.

Eine Totgeburt, *28.05.1866.

Hermann Robert Korsch, *24.03.1867.

Walter (Otto?) Emil Korsch, *30.07.1868. – †23.08.1868 in Dirschau.

Clara Amanda Korsch, *08.11.1869.

Meta Charlotte Korsch, *04.01.1871.

Friedrich Wilhelm Korsch, *27.01.1872.

Mehrere Kinder starben früh, über die meisten anderen ist nichts Näheres bekannt.

Nur der Zweitälteste, Albert Ludwig Korsch, ist noch später nachweisbar. Er wurde am 27.09.1880 in Elbing als Zuzug registriert. Ein Jahr später, unterm 15.08.1881, vermerkt die Kartei seine Heirat mit *Anna Marta Haese*, die am 20.04.1862 in Elbing geboren worden war.

Möglicherweise ist er identisch mit einem Albert Korsch, der in den Danziger Adressbüchern von 1897 bis 1918 als Tischler, später als Modelltischler, registriert ist und nach mehrfachem Wohnungswechsel ab 1909 unter der Adresse Fahrenheit-Str. 8 am Südrand von Langfuhr auftaucht. –

Das Dirschauer Kirchenbuch lässt erkennen, dass die jüngeren Kinder des Lehrers Korsch zusammengehalten haben, denn Ludwig Rudolphs Verwandte treten mehrfach als Taufpaten auf: Marie Korsch 1861; Ernst Korsch 1863 („Damenschneider“) und 1872 („Postbote“); und 1872 die „Jgf. Maria u. Luise Korsch“, wobei es sich wohl schon um die Töchter von Marie bzw. Ernst handelt.

Eine Kuriosität enthält der Sterbeeintrag der nur 3 Monate alt gewordenen Mathilde Karoline aus dem Jahre 1862, in dem der Vater sich als „Rudolph Louis“ eintragen ließ. Wieso er die Umstellung vornahm und die französische Namensform wählte, ist ein Rätsel. Könnten die Überlegungen zu seiner Mutter als Erklärung dienen, nämlich dass sie doch gebürtige Französin und „Louis“ sein Kosenamen war?

Über den weiteren Verbleib des Ehepaars Korsch-Engelhardt gibt es zwei Hinweise: Als der oben erwähnte Sohn Albert Ludwig Korsch sich am 27.09.1880 in Elbing anmeldete, wurde vermerkt, dass die Eltern in Danzig lebten. Und tatsächlich führen die Danziger Adressbücher von 1897 bis 1900 einen „Korsch, Ludwig, Briefträger a. D., Bischofsgasse 29“. Von 1902 bis 1912 wohnte unter derselben Adresse die „Briefträger-Ww.“ Charlotte Korsch geb. Engelhardt. Ihr Mann wäre danach 73 oder 74 Jahre alt geworden.



Fortsetzung der direkten Vorfahrenlinie auf S. 73.

1825: Jacob Lipka oo Anna Joswich

Jacob Lipka

Eltern siehe S. 19.

Jacob Lipkas Geburtsjahr 1801/02 (Lucka?) errechnet sich aus der Notiz zu seiner Heirat 1825 im Fürstenwalder Kirchenbuch, der zufolge er 23 Jahre alt war.

Er starb am 05.05.1865 in Lucka.

Ein abweichendes Geburtsjahr (1800) wird vom Fürstenwalder Sterberegister beim Tod seines Vaters Daniel Lipka (30.12.1840) angedeutet, weil Jacobs Alter dort mit 40 Jahren eingetragen ist. Diese Datierung ist allerdings mit Vorsicht zu genießen. Erstens verdient die Angabe bei der Hochzeit mehr Glaubwürdigkeit, weil sie von den Eltern persönlich verbürgt werden konnte. Zum anderen folgt die Reihenfolge der Geschwister 1840 nicht dem Alter, so dass einige Angaben auf Schätzung beruhen könnten, ganz zu schweigen davon, dass sowohl Jacob als auch sein Bruder Johann mit 40 angegeben sind. Solange es keine Anhaltspunkte gibt, dass die Brüder Zwillinge gewesen sein könnten, muss Jacob als der jüngere gelten.

Anna Joswich

Anna Joswich ist vermutlich um 1800/1801 geboren worden.

Über ihre Herkunft konnte bislang nichts Greifbares aufgefunden werden, obwohl doch zu vermuten ist, dass sie aus einem der Nachbardörfer stammte. Der Familienname Joswich oder Joswig taucht verschiedentlich auf, wenn auch nicht so häufig wie der Name Lipka. Der Schreibweise „Joswich“ ist übrigens der Vorzug gegeben, weil als weibliche Form mehrfach „Joswichin“ vorkommt, nicht aber „Joswigin“.

Ehejahre

Die Ehe wurde am 6. Februar 1825 in Fürstenwalde, dem Kirchdorf von Lucka, geschlossen: „Der Junggesell Jacob Lipka evang. 23 J. alt, getraut mit der Jungfrau Anna Joswich evangel. alt 24 J.“

Wie sein Vater, so war auch Jacob Lipka Instmann. So jedenfalls lautet seine häufigste Berufsbezeichnung im Kirchenbuch; gelegentlich wird er auch als „Losgaenger“, „Losmann“ oder „Einlieger“ verbucht, zuletzt in seinem Sterbeeintrag allerdings als „Käthner“. War es ihm in seinen späten Jahren gelungen, eine Kate mit kleiner Umlage zu erwerben?

Jacob Lipka starb am 5. Mai 1865 im Alter von 63 Jahren. Er hinterließ laut Kirchenbuch seine Witwe. Wie lange Anna Lipka geb. Joswich ihren Mann überlebt hat, muss bis auf weiteres offen bleiben. Möglicherweise ist ihre Sterbeurkunde in den Personalstands-Registern (ab 1874) zu suchen.

Die Kinder

Im Laufe von zwei Jahrzehnten kamen mindestens 9 Kinder zur Welt, die alle in Lucka geboren und in der Fürstenwalder Kirche getauft wurden.

Die Informationen über Martin Lipka und seine Geschwister beschränken sich fast ausschließlich auf die Einträge in den Fürstenwalder Kirchenbüchern. Manche der daraus gezogenen Folgerungen sind solide belegt, einige andere kommen kaum über das Stadium der Spekulation hinaus.

Wilhelm Lipka, *1825

Über Martins ältesten Bruder enthält das Taufregister der Pfarrkirche in Fürstenwalde den folgenden Eintrag:

Dem Instmann Jacob Lipka u. dessen Ehefrau Anna geb. Johswich ist am 21ten October ein Sohn geboren, der den 23ten ejusd. Wilhelm getauft worden. Testes: Herr Grenz-Aufseher Paya, Eva Lipka, Johann Lipka.

Dass unter den Taufpaten ein „Herr Grenz-Aufseher“ aufgeführt ist, erinnert daran, dass Lucka nur wenige Kilometer entfernt war von der Grenze zum Königreich Polen und damit zum Herrschaftsbereich des russischen Zaren. –

Jahre später ist der Taufeintrag ergänzt worden durch den Nachtrag „Milit. Attest“. Dies erklärt sich wohl aus dem Folgenden:

Im amtlichen Teil des „Ortelsburger Kreis-Blatts“ vom 17.06.1852 wird „Willhelm Lipka, K[necht]“ in der langen Liste der „Ersatzmannschaften des Jahres 1852 im Kreis Ortelsburg“

erwähnt. Im Aufruf des Folgejahres vom 25.06.1853 ist er erneut aufgeführt. Das „militärische Attest“, sozusagen als Geburtsdokument, hatten die betroffenen jungen Männer bei dem „Ersatzgeschäft“ vorzulegen; ausgestellt wurde es von dem heimischen Pfarrer.

In der Folgezeit taucht der Name in den Fürstenwalder Registern nur selten auf, wobei die Indizien, vor allem die Altersangaben, gegen die Gleichsetzung mit diesem Wilhelm sprechen. Auch im Heiratsregister kommt Wilhelm nicht vor.

Eine plausible Erklärung für das Verschwinden könnte darin bestehen, dass er 1853 zur preußischen Armee eingezogen wurde und sich nach dem Ende seiner Dienstzeit anderswo niederließ – ein Weg, den ja zehn Jahre später sein jüngerer Bruder Martin Lipka nachweislich gegangen ist.

Es wäre aber auch möglich, dass er nach seiner Dienstzeit, vielleicht sogar verheiratet, in seine masurische Heimat zurückkehrte, aber kinderlos blieb, so dass sich zur Eintragung in die Kirchenbücher kein Anlass ergab. Oder doch? Beim jüngsten Sohn seines Bruders Johann ist 1873 als Taufpate eingetragen: „Wilhelm Lipka, Käthner“.

*Samuel Lipka, *1827*

Das Fürstenwalder Taufregister verzeichnet:

Dem Losgaenger Jacob Lipka und dessen Ehefrau Anna geb. Johswichin ist am 14ten December ein Sohn geboren, der den 16then ej. Samuel getauft worden. Testes: Johann Pawelczyk, Catharina Brudereck, Ewa Lipka.

Hier fällt der Taufpate Pawelczyk auf – offenbar ein Verwandter der Großmutter Barbara.

Samuel heiratete am 19. Juli 1854 Elisabeth Kobuss, verwitwete Frydryszczyk, aus Fürstenwalde, die zwei Jahre älter war als er (*1823/24).

Zu diesem Zeitpunkt scheint er seine Militärzeit schon absolviert zu haben, denn sowohl 1854 als auch 1858 vermeldet ihn das „Ortelsburger Kreis-Blatt“ als Teilnehmer an einer zweiwöchigen Landwehrübung:

Reservisten und Wehrmänner die die 14tägige Landwehr-Übung 1854 mitgemacht haben: ... Lippka, Samuel, Knecht, Gemeiner, Lucka.

Mannschaften, welche die Übung pro 1858 mitgemacht haben: ... Lipka, Samuel, Instmann, Fürstenwalde, Gemeiner.

Demnach ist Samuel zu seiner Frau nach Fürstenwalde gezogen und dabei vom Knecht zum Instmann aufgestiegen.

In den Folgejahren sind im Kirchenbuch von Fürstenwalde fünf Geburten nachweisbar.

Jacob Lipka, *25.07.1856.

Eine namenlose Tochter, *07.06.1859 und anscheinend ungetauft verstorben.

Anna Marie Lipka, *23.12.1860.

Maria Regina Lipka, *21.04.1863.

Charlotte Lipka, *13.02.1869.

Bei den ersten vier Kindern wird Samuel Lipka als „Käthner“ zu Fürstenwalde bezeichnet. Bei der Geburt der jüngsten Tochter Charlotte (1869) ist als Wohnort der Familie Lipowitz (dt.: Lindenort) aufgeführt.

Samuels Tod fällt vermutlich schon in die Zeit der Standesämter (ab 1874).

Catharina Lipka, *1830

Catharina Lipka wurde am 3. März 1830 geboren und am 7. März getauft.

Weitere Spuren haben sich nicht ergeben, es sei denn, ihr wäre eine uneheliche Geburt im Jahre 1857 zuzuordnen: *Maria Lipka*, *22.07.1857.

Anortha Lipka, *1832

Anortha Lipka wurde am 12. September 1832 in Lucka geboren.

Altersmäßig könnte sie die Braut in einer Heirat am 14. Juli 1859 sein:

Christoph Jakubik, 36 Jahre alt, ev., Käthner in Radzienen; und Anorthe Lipka, 26 Jahre alt, ev., ebenfalls aus Radzienen.

Der angegebene Wohnort, das Nachbardorf Radzienen, braucht dabei nicht zu stören, denn Anortha könnte dort eine Anstellung als Magd gefunden haben.

Sehr viel merkwürdiger ist, dass der Bräutigam (*1822/23) in erster Ehe ebenfalls mit einer Anorthe Lippka aus Radzienen verheiratet gewesen war, wie unter dem 16. April 1850 dokumentiert ist; bei dieser ersten Heirat (16.04.1850 in Radzienen) war er 27 Jahre alt gewesen, die Braut 23 Jahre. Aus dieser Ehe stammten mindestens zwei Kinder: *Marie Jakubik*, (*04.11.1851 in Radzienen) und *Mathias Jakubik*, (*21.01.1854 ebd.) Zur zweiten Ehe mit „unserer“ Anorthe ist nur ein Kind belegt: *Caroline Charlotte Jakubik*, *24.02.1864 in Radzienen.

Maria Lipka, *†1835

Maria Lipka ist am 22.03.1835 verstorben, möglicherweise bevor sie getauft werden konnte, also nur wenige Stunden nach der Geburt.

Johann Lipka, *1836

Die einzige sichere Auskunft über Johann Lipka ist der Geburts termin: 18. Mai 1836 in Fürstenwalde. Alles Weitere steht unter dem Vorbehalt, dass anscheinend jeder der verschiedenen Zweige der Lipkas im Kirchspiel Fürstenwalde in dieser Generation seinen Johann hatte, so dass sich die genaue Zuordnung äußerst schwierig gestaltet.

Nach gründlicher Sichtung der vorhandenen Spuren schließe ich einen der beiden Favoriten aus: Johann Lipka, 20 Jahre alt, „Wirth“ in Radzienen, der am 26. Oktober 1858 Rosyne Klossek aus Lipowiec heiratete. Entscheidend für den Ausschluss sind zwei Details. Erstens, als „Wirth“ (Landwirt) gehörte Johann trotz seiner jungen Jahre bereits zur besitzenden dörflichen Mittelschicht, während den Lipkas in Lucka selbst der Aufstieg zum Eigenkätner nicht in die Wiege gelegt war, sondern mühsam erarbeitet werden musste. Zweitens, Johann wird ausdrücklich als „kath.“ ausgewiesen, während alle Kinder von Jacob und Anna Lipka evangelisch waren. Katholisch war aber Jacobs Vater, Daniel Lipka, gewesen, um 1770 geboren, am 30.12.1840 zu Radzienen als Instmann gestorben. Wenn ein anderes seiner Kinder katholisch geblieben war, dann könnte der katholische Johann sein Enkel sein, also immerhin ein Verwandter der Lucka-Lipkas.

Somit bleibt nur der andere Favorit übrig: Johann Lipka, seit etwa 1860 mit *Marie Griczan* verheiratet. Der Ehe können im Zeitraum

von 1861 bis 1873 neun Kinder zugeordnet werden, alle in Lucka geboren:

Catharina Lipka, *27.01.1861.

Maria Anna Lipka, *14.02.1864.

Caroline Lipka, *22.02.1865. – †20.05.1865 in Lucka.

Anna Lipka, *27.07.1866.

Johann Lipka, *20.08.1867. – †14.09.1867 in Lucka.

Luise Lipka, *10.06.1869. – †05.07.1869 in Lucka.

Eva Lipka, *04.02.1871. – †28.02.1871 in Lucka.

Johann Lipka, *05.07.1872. – †30.08.1872 in Lucka.

Wilhelm Lipka, *26.07.1873.

Der Blick auf die Lebensdaten lässt erschrecken: Fünf der Kinder haben die ersten Wochen und Monate nicht überlebt!

In sozialen Gefüge des Dorfes erlebte die Familie währenddessen einen allmählichen Aufstieg: Anfangs als Lösner oder Instmann bezeichnet, wird Johann seit dem Geburtseintrag von 1869 als Kätner geführt, einmal (1872) sogar als „Wirth“; die Familie nannte also mittlerweile ein Häuschen ihr Eigen.

Und im nichtamtlichen Teil des „Ortelsburger Kreis-Blatts“ wird am 25.06. 1874 mitgeteilt, dass der „Käthner“ Johann Lipka aus Lucka „zum Dorf Exekutor gewählt und bestätigt“ sei.

Dies Amt hatte trotz des bedrohlichen Klangs nichts Schlimmes an sich. Der Exekutor war Amtsbote und Faktotum – ob man ihn als rechte Hand des Bürgermeisters oder als Mädchen für alles bezeichnet, macht da nicht viel Unterschied, zumal auf dem platten Lande, anders als in der Stadt, für Rangabstufungen solcher Art kein Platz war.

Michael Lipka, *1838

Michael wurde am 2. September 1838 in Lucka geboren.

Wahrscheinlich um 1865/66 heiratete er *Anna Kobuss* (auch: Kobusch; eine Verwandte seiner Schwägerin, der Frau seines Bruders Samuel?). Die Datierung ist aus dem Geburtstermin des ersten der vier nachgewiesenen Kinder zu schließen. Diese Kinder wurden alle in Lucka geboren; als Stand des Vaters ist jeweils „Instmann“ angegeben.

Luise Lipka, *27.08.1867.

Johann Lipka, *05.02.1869.

Eva Lipka, *06.04.1871.

Marie Lipka, *09.09.1873.

Martin Lipka, *1841

Martin Lipka, unser Vorfahr, wurde am 22. Januar 1841 in Lucka geboren. – Alles Weitere siehe S. 83.

Friedrich Lipka, *1844

Als jüngstes Kind von Jacob Lipka und Anna Joswich wurde Friedrich Lipka am 10. April 1844 in Lucka geboren.

Auch ihm begegnen wir im Zusammengang mit dem Militärdienst: Das „Ortelsburger Kreis-Blatt“ vom 24.06.1865 vermerkt: „Departements-Ersatzgeschäft 1865: ...Lipka, Friedr., Knecht in Lucka“.

Wann und wo er *Auguste Dorka* geheiratet hat (1868/69?), war nicht zu erfahren, wohl aber, dass sie am 16. Februar 1870 eine Tochter namens *Marie Lipka* gebar; der Vater wird hier als Instmann bezeichnet.

Der jungen Ehe war aber nur eine kurze Dauer beschieden: Der Grenadier Friedrich Lipka starb am 19. Januar 1872 in Saint-Quentin, Frankreich, einer Kreisstadt im Departement Aisne.

Dass ein Zusammenhang mit dem Krieg von 1870/71 besteht, liegt auf der Hand. Aber die Kampfhandlungen waren längst vorbei.

Im Vorfrieden von Versailles (26. Februar 1871) war unter Artikel 3 festgeschrieben worden, wie die von deutschen Truppen besetzten Gebiete nach dem endgültigen Friedensschluss geräumt werden sollten, nämlich je nach dem Eingang der französischen Raten zur Zahlung der Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Goldfrancs. Das Departement Aisne wird zwar nicht ausdrücklich erwähnt, doch aus dem Zusammenhang des Artikels 3 sowie der geografischen Lage ergibt sich, dass dies Gebiet nach der Zahlung von 2 Milliarden geräumt werden sollte.

Der Friede von Frankfurt am 10. Mai 1871 bestätigte diese Vereinbarung. In einer Kraftanstrengung gelang es Frankreich in den folgenden Jahren, die Gesamtsumme vorzeitig aufzubringen, so-

dass der letzte deutsche Besatzungssoldat am 16. September 1873 aus Verdun abzog.

Um den ersten Zwischenschritt von 2 Mrd. zu finanzieren, schrieb Frankreich im Juni/Juli 1871 eine Anleihe aus. In einer deutsch-französischen Vereinbarung vom 12. Oktober 1871 verpflichtete Frankreich sich zur vorzeitigen Zahlung im ersten Halbjahr 1872, während das Deutsche Reich zusagte, die Besetzung des Departements Aisne noch im Spätherbst des Jahres zu beenden.

Wieso Friedrich Lipka als preußischer Soldat sich dann noch Anfang 1872 in Saint-Quentin aufhielt, ist nicht recht einsichtig. Hatte sich der Abzug seiner Einheit verzögert? Oder musste er zurückgelassen werden, weil er wegen einer Krankheit oder den Spätfolgen einer Verwundung nicht transportfähig war? Ob es hierzu in Saint-Quentin noch Spuren gibt, ist zu bezweifeln.

Was aus der Witwe und der kleinen Tochter geworden ist, darüber hat sich ebenfalls nichts auffinden lassen.



Fortsetzung der direkten Vorfahrenlinie auf S. 83.

1826: Johann Prange oo Christina Lange

Johann Paul Prange

Eltern siehe S. 24.

Johann Paul Prange wurde am 26. Januar 1801 in Neuteich geboren.

Christina Elisabeth Lange

Eltern siehe S. 22.

Christina Elisabeth Lange war ein Jahr eher zur Welt gekommen, am 29. Dezember 1799, und zwar ebenfalls in Neuteich.

Die Ehejahre

Die Hochzeit der beiden ist auf etwa 1826 zu datieren.

Dass die Eheleute Cousin und Cousine ersten Grades waren, ist weder bewiesen noch widerlegt. Aber schon der Gedanke lässt aufhorchen, denn eine solche Verwandtenehe haben ja auch zwei Enkel dieses Paares geschlossen. Zudem würde die schwache Gesundheit des Urenkels Bruno Becker (siehe S. 114) in neuem Licht erscheinen. –

Im Geburtseintrag des ältesten Kindes 1827 wird der Vater als „Bürger und Gewerbtreibender Glaßer“ bezeichnet; er setzte also das Handwerk seines Vaters fort. Als Adresse ist, wie auch noch 1831, die Neuteicher Neustadt angegeben.

Später muss die Familie umgezogen sein, denn 1839 lautet die Adresse: Mierauer Straße, 1843 allerdings wieder Neustadt.

Im Jahr 1848 vermeldet der Sterbefall-Index des Kirchenbuchs Johann Paul Pranges Tod. Das erklärt, warum es im 1862 im Heiratseintrag seiner jüngsten überlebenden Tochter Wilhelmine heißt, ihr Vater sei verstorben

Die Mutter, Christina Elisabeth Prange geb. Lange, starb 1868.

Die Kinder

In den Neuteicher Kirchenbüchern sind 7 Kinder des Paares dokumentiert, darunter unsere Vorfahrinnen Caroline Prange (siehe S. 68) und Wilhelmine Prange (siehe S. 78).

Dass hier gleich zwei Vorfahrinnen auftauchen hat seine Richtigkeit: Caroline wurde die Mutter von Oskar Prange-Becker, Wilhelmine die Mutter von Martha Korsch, seiner Ehefrau. Deren Tochter Anna hatte folglich Johann Prange und Christina Lange über zwei Linien zu Urgroßeltern. Oder anders herum: Statt 4 Urgroßvätern und 4 Urgroßmüttern hatte sie jeweils nur 3 – eine Lücke, die sich umso weiter fortsetzt und ausdehnt, je weiter man in den Generationen zurück geht. Diese Verringerung in der Zahl der Vorfahren wird unter Genealogen als Ahnenschwund bezeichnet. –

Im Einzelnen hat die Durchsicht der Neuteicher Kirchenbücher die folgenden Kinder des Paares zutage gefördert:

Christina Elisabeth Prange, *15.04.1827. Sie heiratete um 1853/54 *Karl Franz Schilling*. Ein Sohn *Karl Franz Schilling* wurde am 24.12.1854 geboren, eine Tochter *Emma Pauline Schilling* am 18.04.1857. Es scheint, dass die Mutter um 1860 gestorben ist, denn der Name ihres Ehemannes tritt am 16.07.1862 und am 16.04.1864 in einer neuen ehelichen Verbindung auf.

Maria Caroline Emilie Prange, unsere Vorfahrin, *27.11.1828. – Alles Weitere siehe S. 68.

Juliane Henriette Prange, *29.12.1831. – Keine weiteren Spuren.

Wilhelmine Henriette Prange, unsere Vorfahrin, *13.07.1834. – Alles Weitere siehe S. 78.

Johann Hermann Prange und *Johann Gottlieb Prange*, Zwillinge, *02.08.1839. – Johann Gottlieb scheint schon kurz nach der Geburt gestorben zu sein. Auf Johann Hermann könnte sich ein 1867 gemeldeter Sterbefall beziehen.

Luise Dorothea Prange, *24.08.1843 in Neuteich. – Bereits 1844 verstorben.



Fortsetzung der direkten Vorfahrenlinie auf S. 68 und S. 73.

1861: Caroline Becker o-o Richard Decomé

Caroline Prange war seit fünf Jahren mit Theodor Becker verheiratet und hatte bereits drei Kinder mit ihm, als 1861 ihre Affäre mit Richard Decomé zu einer weiteren Schwangerschaft führte. 1862 wurde ihr Sohn Oskar geboren, der erst den Familiennamen Prange erhielt, 1904 aber in Becker umbenannt wurde.

Theodor Becker.

Laut dem Marienburger Heiratseintrag vom 24.04.1856 war Theodor Julius Becker 30¾ Jahre alt und „Unteroffizier u. Capitain d’armes beim 2 Bat. 5 LandwRegt“, hatte also wohl die Waffenkammer unter sich. Seine Eltern, *Heinrich Ludwig Becker*, Gastwirt zu Demlin bei Schöneck, und *Florentine geb. Waidner*, seien beide verstorben.

Weder zur Geburt Beckers Mitte 1825 noch zu seinen Eltern hat sich in den Schönecker Kirchenbüchern irgendetwas gefunden.

Caroline Prange

Eltern siehe S. 66.

Maria Caroline Emilie Prange wurde am 27. November 1828 in Neuteich geboren. 1856 heiratete sie Theodor Julius Becker, doch die Ehe zerbrach in den 1860er Jahren. Sie starb irgendwann vor 1888 in Berlin.

Aus der „Stader Chronik“ von Heinz und Christel Lipka:

Von Karoline Prange ist wenig bekannt, weil sich ihr Lebensweg später von dem ihrer Familie trennte.

Sie ist die Schwester von Wilhelmine Prange, verheiratete Korsch, und heiratete den Gefangenenaufseher Becker in Thorn. Mit diesem hatte sie drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Einer der Söhne lebte gut verheiratet in Russland, der andere als Handwerksmeister in Danzig; die Tochter wohnte wahrscheinlich in Berlin.

Ihr viertes Kind, unser Vorfahre Oskar Becker / Prange, stammt nicht aus dieser Ehe. Da er aber während der Ehezeit geboren wurde, nannte man ihn Becker, obwohl er in den

Urkunden mit dem Mädchennamen der Mutter „Prange“ geführt wurde.

Karoline Prange verließ ihren Mann und die Kinder. Den Sohn Oskar ließ sie nach dem richtigen Vater katholisch taufen. Geheiratet haben die beiden wahrscheinlich nicht; denn sonst hätte der Sohn Oskar nicht den Antrag auf Führung des Namens „Becker“ zu stellen brauchen und wäre nicht für einige Jahre in das Waisenhaus gekommen.

Sie soll in einem Berliner Krankenhaus an Krebs gestorben sein.

Im Neuteicher Kirchenbuch ist Caroline in den Jahren 1851-1857 mehrfach als Taufpatin aufgeführt; am 04.06.1853, im Alter von 24 Jahren, wird sie als „Wirtschaftsjungfer“ bezeichnet, am 18.04.1857 als „Carolina Becker geb. Prange, Unteroffiziersfrau in Marienburg“.

Sie scheint also vor der Ehe wie ihre jüngere Schwester Wilhelmine bei wohlhabenden Familien als Wirtschafterin oder Mamsell tätig gewesen zu sein.

Familie Becker

Theodor Becker und Caroline Prange heirateten am 14.04.1856 in Marienburg, wo er als Soldat stationiert war. Von Carolines Heimatort Neuteich war es nicht weit zur Kreisstadt Marienburg, gerade mal 10 km. Die beiden müssen sich seit mindestens zwei Jahren gekannt haben, denn schon am 20. März 1855 gebar Caroline Prange, wohnhaft in Marienburg, Rittergasse 93, eine Tochter. Becker bekannte sich erst ein Jahr später, kurz vor der Heirat, zu der Vaterschaft. Die letzte Spur der Beckers in Marienburg stammt von der Geburt des zweiten Kindes im Oktober 1856. Man wohnte zu dem Zeitpunkt unter der Adresse Neustadt 119.

Fünfeinhalb Jahre später wird die Familie im Taufregister der Jakobskirche in Thorn aktenkundig. Beckers Dienstzeit war mittlerweile abgelaufen; er wohnte in der Thorner Neustadt und hatte eine Arbeitsstelle als „Exekutor“. Dieser Begriff ist weniger gruselig, als es auf den ersten Blick scheint, denn dieser Exekutor war kein Henker – allenfalls ein Gefängnisaufseher, wie in der Stader Chronik vermutet. Wahrscheinlich ist es aber nur die völlig harmlose, auch in Lucka vorkommende Bezeichnung für einen Amtsboten. Denn ab 1876 ist im Thorner Adressbuch unter den städtischen Bediensteten ein „Rathaus- und Stadtverordnetenbote Be-

cker“ belegt. Unmittelbar anschließend folgen in der Liste die Namen mehrerer „Exekutoren“, und zwar so, als gehöre Becker zur selben Abteilung, stehe aber im Dienstrang eine Stufe höher. Nach 1892 – er ist jetzt 67 Jahre alt – verliert sich seine Spur.

Richard Decomé und die Folgen

In Thorn bekam Caroline am 10. Mai 1862 ihr viertes Kind – ein Ereignis mit weitreichenden Folgen. Leiblicher Vater des kleinen Oskar Emil Richard war nämlich nicht ihr Ehemann, sondern der „Sergeant Richard Dekomé“; unter dieser Namensform ist jedenfalls dessen Bekenntnis zur Vaterschaft im Kirchenbuch als Nachtrag vermerkt.

Ob er sich allerdings später noch um sein Kind gekümmert hat, vor allem nachdem es ins Waisenhaus abgeschoben worden war, das ist eher zu bezweifeln.

Carolines Ehemann wollte mit dem Kuckuckskind erst recht nichts zu tun haben, und schon gar nicht sollte es seinen Namen Becker tragen. Seine Weigerung führte dazu, dass Oskar unter dem Mädchennamen der Mutter, Prange, getauft wurde, und zwar nicht in der evangelischen Pfarre, sondern in der katholischen Kirche St. Jakob in der Thorner Neustadt. Die Vermutung der Stader Chronik, dass der leibliche Vater katholisch gewesen sei, bestätigt sich also.

Der Name Decomé (so wohl die richtigere Schreibweise; gelegentlich auch Dekomé) verleitet zu der Spekulation, der Mann könne französischer Abstammung gewesen sein. Wenn er Katholik war, dann ist wohl nicht an hugenottische Vorfahren zu denken; vielleicht war er ein Abkömmling von Franzosen, die es in Napoleons Feldzügen von 1806/07 oder 1812/13 in den Osten Preußens verschlagen hatte.

In den Thorner Adressbüchern ist Richard Decomé von 1866 bis 1892 als städtischer Polizeisergeant aufgeführt, wodurch sich auch die Angabe „Sergeant“ 1862 im Taufregister erklärt. – Die Polizeisergeanten als unterster Dienstgrad unterstanden dem Polizeimeister, dieser wiederum dem Polizei-Kommissarius.

So unverändert Decomés Dienststellung im Laufe der Jahrzehnte war, so häufig wechselte er seine Wohnadresse. Spätestens 1896 ging er in den Ruhestand; er könnte also um 1830 geboren sein, nur wenig jünger als Caroline. Er starb zwischen 1904 und 1908,

denn zum letzteren Jahr vermeldet das Thorner Adressbuch: „Decomé, Pauline, Polizeisergeanten-Witwe.“ Wenn diese Ehe schon Anfang der 1860 Jahre bestanden hatte, dann musste das außereheliche Verhältnis mit Caroline Becker auf beiden Seiten höchst brisant werden.

Der Gedanke, dass Decomé ein Freund des Hauses oder ein alter Kamerad Beckers gewesen sein könnte, bleibt aus Mangel an Beweisen Spekulation. Wie es um die Beziehung zwischen den Eheleuten Becker zur Zeit von Carolines Seitensprung stand, darüber ist ebenso wenig überliefert. Jedenfalls war nach dieser Affäre die Ehe wohl nicht mehr zu retten. Ob die Trennung bereits 1862 erfolgte oder erst später, das steht dahin.

Wenn allerdings die in der Stader Chronik angedeutete Familienüberlieferung zutrifft, dass Caroline zu ihrer Tochter nach Berlin gezogen sei, dann kann dies wohl kaum schon in den 1860er Jahren geschehen sein, denn bei Oskars Geburt war Louise Auguste erst 7 Jahre alt. Eine Übersiedlung 10 bis 15 Jahre später wäre da schon realistischer. Oder ist Caroline doch früher nach Berlin aufgebrochen und hat ihre Tochter als einzige mitgenommen, während die Söhne in Thorn zurückblieben?

Die Suche in den Berliner Adressbüchern um 1880 blieb ergebnislos, es sei denn, ein einsamer Eintrag von 1881 hätte etwas zu bedeuten: „Becker, C., Wäscherin, NW Marienstr. 5. S.“

Was den kleinen Oskar betrifft, so ist an der Überlieferung nicht zu zweifeln, dass der hintergangene Ehemann nicht eher ruhte, bis das außereheliche Kind ins Waisenhaus geschickt wurde. Welche Rolle seine Mutter und sein leiblicher Vater in diesem Moment gespielt haben, ist nicht überliefert, wohl aber, dass am Ende Carolines Schwester Wilhelmine, Oskars Tante, sich seiner erbarmte. 1888, in Oskars Heiratsurkunde, heißt es etwas vage, seine Mutter Caroline Becker sei verstorben, nachdem sie zuletzt in Berlin gewohnt habe.

Die Kinder

Über die Becker'schen Kinder berichtet die Stader Chronik:

Er [*Oskar*] hatte drei Halbgeschwister. Ein Bruder lebte gut verheiratet in Rußland, einer als Handwerksmeister in Danzig und eine Schwester wahrscheinlich in Berlin.

Louise Auguste Prange/Becker wurde am 20.02.1855 in Marienburg geboren. Als uneheliches Kind erhielt sie zunächst den Mädchennamen ihrer Mutter. Zur Einbenennung ein Jahr später heißt es im Kirchenbuch:

Laut Verhandlung vom 26ten März 1856 hat sich der Unteroffiz. Theodor Julius Becker diese Louise Auguste als seines anerkannt und heißt es nun Louise Auguste Becker.

Robert Theodor Otto Becker wurde am 18. Oktober 1856 geboren. Bei der Heirat im Frühjahr 1856 war Caroline also bereits mit dem zweiten Kind schwanger gewesen.

Der zweite Sohn (geboren um 1858?), also das dritte Kind, war in den Marienburger Taufregistern nicht aufzufinden. Möglicherweise war Becker mittlerweile versetzt worden, oder seine Militärdienstzeit war abgelaufen.

Oskar Prange (seit 1904 **Becker**), **unser Vorfahr**, wurde am 10.05.1862 in Thorn geboren. – Alles Weitere siehe S. 106.



Fortsetzung der direkten Vorfahrenlinie auf S. 106.

1862: Ernst Korsch oo Wilhelmine Prange

Ernst Korsch

Eltern siehe S. 26.

Ernst Adolph Korsch wurde am 8. Februar 1821 in Streckfuß geboren. Er übte das Schneiderhandwerk aus und war zweimal verheiratet. Am 15.12. 1886 starb er in Danzig.

Aus der Stader Chronik von Heinz und Christel Lipka:

Ernst Korsch war gelernter Damenschneider. Dieses Handwerk genoss damals ein besonders hohes Ansehen, und seine Angehörigen standen gesellschaftlich über dem Schulmeister.

Wie aus der mündlichen Überlieferung bekannt ist, ging er als Handwerksbursche auf Wanderschaft - „auf die Walze“. Dabei begegnete er einem wandernden Schmiedegesellen, mit dem er seine Reise fortsetzte. Dieser Schmiedegeselle war Ferdinand Schichau, der Begründer der Elbinger Schichau-Werft und Erbauer des ersten deutschen Schrauben-Seedampfers.

Da Ferdinand Schichau 1814 geboren ist, muss angenommen werden, dass Ernst Korsch ungefähr gleichaltrig war.

Im Besitz der Familie Becker befand sich auch noch eine Fotografie von Ernst Korsch. Auf eine etwa 3 * 5 cm große Blechscheibe war das Bild aufgetragen und hatte hauptsächlich braune Farbtöne. Es zeigte im Brustbild einen jungen Mann in vornehmer Garderobe, mit großer Halsschleife und Haaren, die gepflegt bis zur Schulter herabhingen und am Ende eine Locke bildeten.

Über seine erste Ehe und die Gründe seines Berufswechsels ist nichts bekannt.

Als Briefträger war er zunächst auf Dörfern (wahrscheinlich auch Simonsdorf, woher seine zweite Frau stammte) und in den Städten Dirschau und Danzig tätig. Er muss bei der Bevölkerung beliebt und ein sehr unterhaltsamer Mann gewesen sein.

Mittlerweile steht allerdings fest, dass Wilhelmine Prange nicht aus Simonsdorf gebürtig war, sondern aus Neuteich, und dass die

beiden sich nach ihrer Heirat in Dirschau niederließen, wo dann Martha geboren wurde, das einzige gemeinsame Kind. Auch dort war Ernst anfangs noch als Schneider bekannt; die Tätigkeit als Briefträger hat er wohl erst in der zweiten Hälfte der 1860er Jahre aufgenommen.

An anderer Stelle überlegt die Stader Chronik bezüglich des ersten, in Frankreich geborenen Kindes des Lehrers Korsch und der Französin:

Das Kind könnte nach dem Alter Ernst Korsch gewesen sein.

Aber weder diese Zuordnung noch die vermutete gemeinsame Wanderschaft mit Ferdinand Schichau hält näherer Betrachtung stand. Ernst war gerade mal 16, als Schichau 1837, nach seiner Rückkehr aus England, mit 23 Jahren sein Elbinger Unternehmen gründete! Außerdem kann, wie weiter unten erläutert wird, gerade im Falle von Ernst Korsch die Zeit zwischen Konfirmation und Heirat recht gut nachvollzogen werden, eine Wanderschaft abgeschlossen.

Doch zurück zu den Anfängen, wie sie sich aus den Elbinger Kirchenakten ergeben! Dort ist 1835 unter den Konfirmanden der Dreikönigskirche „Ernst Adolph Korsch“ mit dem Geburtsdatum 8. Februar 1821 verzeichnet („l. K.“, also „laut Kirchenbuch“). Weil sein Vater, der Schullehrer Korsch zu Streckfuß, verstorben war, lebte der Junge in „Streckfuß, bei der Mutter“. Dort scheint er noch einige Jahre geblieben zu sein, zumindest bis zum Tod der Mutter.

Die nächsten, sehr umfangreichen Spuren hat er in der Elbinger Einwohnerkartei hinterlassen: Am 03.04.1838 begann er in der Stadt eine Schneiderlehre und meldete sich tags darauf bei der zuständigen städtischen Behörde an – „mit Schulzens Attest“, d. h. als Minderjähriger musste er eine Art Unbedenklichkeitsbescheinigung des Dorfschulzen vorlegen. Als erster Wohnort ist eingetragen: „Str. 3 Nr. 9“.

Wie man sieht, ist auf den Meldekarten nur verschlüsselt vermerkt, wo die in Elbing gemeldeten Personen gewohnt haben: nämlich durch Ziffern, die für die Straßen stehen. Ohne den zugehörigen Code ist hier also kein Weiterkommen. Immerhin ist im Falle von Ernst Korsch und seiner späteren Familie aus der Viel-

zahl der Einträge zu erkennen, dass man mehrfach hin und her gezogen ist.

Schon am 05.10.1838 und wieder am 30.09.1839 wird ein Umzug notiert, unter dem 18.03.1844 heißt es dann: „wandert“. Wohin diese Wanderschaft geführt hat, muss offen bleiben.

Im Zusammenhang mit der Wanderschaft kommt das Foto ins Spiel, von dem in der Stader Chronik die Rede ist. Es wird sich um eine Daguerreotypie gehandelt haben, das erste kommerziell anwendbare System der Fotografie. Es wurde 1839 in Paris erstmals vorgestellt und verbreitete sich rasch. Wenn Ernst auf dem Bild als „junger Mann“ mit einem Anflug von Eitelkeit dargestellt war, dann kann es sich eben nur um die 1840er Jahre handeln, als die „Lichtbildkunst“ in den europäischen Metropolen die große Sensation war. Danzig? Berlin? Oder gar Paris? Aber ebenso gut kann schon damals ein geschäftstüchtiger Fotograf in Elbing aufgetaucht sein. Wer weiß, vielleicht hat Ernst das Bild seiner Braut verehrt?

Wie dem auch sei, am 01.04.1847 meldete er sich in Elbing zurück.

Die Ehe von Ernst Korsch und Caroline Schlieter

Am 1. Juni 1847 verheiratete sich Ernst Korsch in der Elbinger Marienkirche mit *Caroline Henriette Schlieter*, geboren am 16. November 1819 in Elbing, also ein wenig älter als er. Am 12.09.1847 erwarb er zudem das Elbinger Bürgerrecht, vielleicht um sein Streben nach einer soliden bürgerlichen Existenz zu unterstreichen. Das Elbinger Adressbuch von 1848 meldet: „Korsch, E. A., Damenkleidermacher, Fischerstr. 20“ <Rybacka>.

Dessen ungeachtet ist die Familie am 04.04.1851 nach Tiegenhof umgezogen. Am 23.10.1857 kehrte sie nach Elbing zurück und wohnte laut Adressbuch von 1858 in der Langen Hinterstraße 12 <Studienna>, dem Abschnitt der späteren Wilhelmstraße zwischen Marktstraße und Wasserstraße. Drei Jahre später wird die Mauerstraße 13 genannt <Przy Murze>.

Aus der Ehe gingen sechs Kinder hervor, über die weiter unten Näheres berichtet wird. Vier, wenn nicht gar fünf von ihnen sind früh verstorben. Als ihre Mutter am 26. Mai 1862 in Elbing starb,

lebte wahrscheinlich nur noch Luise, die 1850 geborene Zweitälteste.

Die Geschichte dieser Familie eröffnet einen erschütternden Einblick in die Lebensverhältnisse einfacher Leute um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Abwanderung vom Lande in die Städte, ohne dass dort ausreichende Arbeitsplätze entstanden wären, mündete oft in Armut, Krankheit und Elend. Angesichts dessen fällt es schwer zu beurteilen, was es zu bedeuten hatte, wenn Luise, das einzige überlebende Kind, einem Vormund in Streckfuß unterstellt wurde (siehe unten). War das nur ein formaljuristischer Akt, oder versuchte der Vater in tiefer Verzweiflung die Vergangenheit – und damit auch seine Tochter! – zu vergessen?

Andererseits erinnerte er sich offensichtlich an sein jüngstes Kind Marta aus der ersten Ehe, das nur 5 Tage gelebt hatte, als er seiner Tochter aus der zweiten Ehe den gleichen Namen gab. Handelt so jemand, der alle Brücken hinter sich abgebrochen hat?

Auf Aussagen dieser zweiten Martha muss die Charakterisierung in der Stader Chronik zurückgehen, dass ihr Vater „bei der Bevölkerung beliebt und ein sehr unterhaltsamer Mann“ gewesen sei. Er kann also nicht völlig verbittert gewesen sein.

Und er ließ auch die Verbindung zu Luise nicht gänzlich abreißen, wie die Ereignisse von 1888 zeigen – aber da war Ernst Korsch nicht mehr unter den Lebenden,

Im Laufe der Jahre wurden auf der Elbinger Meldekarte 6 Geburten von Kindern aus Ernst Korschs erster Ehe registriert beziehungsweise, was die Tiegenhofer Jahre betrifft, nachgetragen. Die einzelnen Daten bestätigen den Umzug nach Tiegenhof und zurück.

Caroline Emilie Eleonore Korsch, *28.02.1848 in Elbing. – †27.11.1851 in Tiegenhof.

Inkma (?) Laura Louise Korsch, *26.01.1850 in Elbing. – Näheres weiter unten.

Berta Auguste Korsch, *09.07.1852 in Tiegenhof. – Früh verstorben?

Ernst Adolph Korsch, *13.08.1854 in Tiegenhof. – †12.12.1858 in Elbing.

Johann Ferdinand Rudolph Korsch, *23.06.1857 in Tiegenhof. – †19.05.1859 in Elbing.

Marta Korsch, *21.11.1859 in Elbing. – †26.11.1859 in Elbing.

Für vier der sechs Kinder sind also die Sterbedaten bekannt. Bei der dritten Tochter, Berta Auguste, enthält die Meldekarte keine Angabe, aber anders als bei der 2 Jahre älteren Luise (siehe unten) ist nach dem Tod der Mutter keine Vormundschaft erwähnt. Darum möchte ich annehmen, dass sie bald nach der Geburt gestorben ist, weshalb eine weitere Angabe nicht für nötig gehalten wurde.

Luise Korsch, *1850, verheiratete Statzkowski

Was schon länger eine Vermutung war, ist zur Gewissheit geworden durch die im Danziger Archiv gefundenen Belege: Der zweifache Auftritt des Ehepaars Statzkowski im Zusammenhang mit der Familie Becker (siehe S. 106) ist kein Zufall, sondern Martha Korsch und Luise Statzkowski waren Halbschwestern.

Die einzige überlebende Tochter aus Ernst Korschs erster Ehe, mit Rufnamen Luise (die Lesung des ersten Vornamens „Inkma“ ist unsicher), war im Mai 1862, beim Tode ihrer Mutter, 12 Jahre alt und erhielt „Schultz in Streckfuß“ zum Vormund. Hier kam also das Heimatdorf der Familie Korsch wieder ins Spiel.

Inwieweit sich Luises Situation änderte, als ihr Vater ein halbes Jahr später eine neue Ehe einging, ist nicht klar. Als 1864 ihre Halbschwester Martha geboren wurde, stand Luise im Konfirmationsalter. Lebte sie anschließend bei Vater und Stiefmutter, oder stand sie bereits auf eigenen Füßen? Jedenfalls riss die Verbindung nicht ab: Im Alter von 22 Jahren, am 27.01.1872, taucht sie als „Jgf. Luise Korsch“ im Dirschauer Taufregister auf, nämlich als Patin eines Sohnes ihres Onkels Ludwig Rudolf Korsch, zusammen mit dem „Postboten Korsch“ (ihrem Vater) und einer „Jgf. Maria Korsch“.

Später heiratete sie Ferdinand Emil Statzkowski. Woher die beiden sich kannten und wann und wo sie geheiratet haben, ist nicht bekannt, aber es wird wohl nicht vor Anfang der 1880er Jahre gewesen sein. Bemerkenswert ist, dass der Bräutigam 8 Jahre jünger war als die Braut.

Auch Statzkowski stammte aus Elbing. Sein Vater, der Zimmermann August Ferdinand Statzkowsky, war am 23.02.1828 in Reichenberg (bei Danzig?) geboren, seine Mutter, Marianne Eleonore geb. Schulz verwitwete Baumann, am 03.10.1831 in Czarlin. Sie

hatten am 15.12.1857 in der Elbinger Leichnamkirche geheiratet. Emil kam am 23.09.1858 zur Welt; sein Zwillingenbruder Ernst Friedrich Wilhelm starb genau einen Monat später. Der letzten Eintragung in die Elbinger Einwohnerkartei zufolge verzog die Familie ein halbes Jahr darauf (02.04.1859) nach Danzig.

Im Jahre 1888 wohnten Emil und Luise Statzkowski in Gottswalde in der Danziger Niederung, und als Luises Stiefschwester Martha schwanger wurde, brachte sie das uneheliche Kind – meine Großmutter Anna Korsch/Prange/Becker – bei ihrer Halbschwester zur Welt! In der Geburtsurkunde heißt es ausdrücklich, dass „die Schuhmacherfrau Louise Statskowski geborene Korsch“ die in ihrer Wohnung stattgefundenene Geburt gemeldet habe.

Der „Schuhmacher Emil Statzkowski“, also der Ehemann, tritt ein halbes Jahr später in der Heiratsurkunde von Oskar Prange und Martha Korsch als Trauzeugen auf. Da der Brautvater tot war, fehlte der traditionelle Brautführer, und wenn Statzkowski ein Schwiegersohn des Verstorbenen bzw. Schwager der Braut war, dann war er gewiss ein naheliegender Kandidat.

Wilhelmine Prange

Eltern siehe S. 66.

Aus der Stader Chronik von Heinz und Christel Lipka:

Wilhelmine Prange war die Schwester von Karoline Prange. Sie arbeitete als Köchin auf Gütern in der Marienburger Umgebung.

Einige Jahre nach Karolines Weggang nahm sie sich ihres Neffen Oskar Becker an. Als zwei Jahre nach dem Tod ihres Mannes ihre Tochter Martha sich mit Oskar verheiratete, blieb sie bei dieser Familie. So wie der Schwiegersohn von einem Dorf zum anderen kam und von einer Bahnstation zur anderen versetzt wurde, so zog sie mit. Dem Eisenbahner-ehepaar versorgte sie die Hühner, Ziegen, Kühe und Schweine, die zum Deputat gehörten. Sie war so peinlich sauber, dass sie selbst die Schweine schrubbte, bis sie rosa glänzten.

Bis in ihr Alter hinein fuhr sie immer noch auf Bestellung zu den Gütern, um bei hohen Festlichkeiten für die Gäste zu kochen. Ihr Handwerkszeug mit Spickgabeln, Tranchier-

messern und Garniermessern stand in der Peluschke, einer Tuchtasche, immer bereit.

Wilhelmine Henriette Prange wurde am 13.07.1834 in Neuteich geboren.

Im dortigen Kirchenbuch ist sie überraschenderweise noch ein zweites Mal verzeichnet, und zwar unter dem 8. Januar 1857, als „Wilhelmine Henriette geb. Prange, Wirtschafterin, außerehelichen Stands“, wohnhaft in Neuteich, „am Markte“. Sie hatte eine uneheliche Tochter geboren, Minna Eugenia.

Über das weitere Schicksal der Tochter ist nichts bekannt. Vermutlich ist sie noch als Kleinkind verstorben, denn weder bei der Heirat 5 Jahre später noch sonst irgendwann ist von dem Kind die Rede. –

Aus der Bezeichnung Wirtschafterin ist zu schließen, dass Wilhelmine schon als 22-Jährige, obwohl sie noch zu Hause wohnte, beruflich auf eigenen Beinen stand. Wenn sie damals bereits als so genannte Mamsell tätig war, dann brachte das bei ihren Einsätzen eine recht große Verantwortung mit sich.

Unter dem 05.08.1862 ist sie bei einer Taufe in Simonsdorf, 7 km südwestlich von Neuteich, als Patin nachgewiesen. Arbeitete sie dort als Wirtschafterin auf einem Gutshof? Denn Simonsdorf selbst kann damals kaum mehr als eine gottverlassene Bahnstation auf halbem Wege zwischen Dirschau und Marienburg gewesen sein.

Ich stelle es mir so vor, dass Wilhelmine zur Vorbereitung einer größeren Festlichkeit eingestellt worden war, während Ernst als reisender Damenschneider für den weiblichen Teil der Gutsherrschaft eine Garderobe nach neuester Mode nähte. Dass er, wie bei der Heirat angegeben, tatsächlich *Schneidermeister* gewesen sei, muss bezweifelt werden, denn nirgendwo sonst ist die Rede davon, dass er über die Stufe des Gesellen hinaus gekommen wäre. Vielleicht nahm man es auf dem flachen Lande nicht so genau...

Wichtiger war für Wilhelmine sicherlich, wie Ernst Korsch mit der Erinnerung an seine erste Ehe umging. Seine erste Frau war ja erst vor einem halben Jahr gestorben, und es gab eine 12-jährige Tochter. Vielleicht entschloss sich der Vater ihretwegen zu einer baldigen Wiederverheiratung.

Die Ehe von Ernst Korsch und Wilhelmine Prange

Die Hochzeit des „Schneidermeisters“ Ernst Korsch mit der „Wirthin“ Wilhelmine Henriette Prange fand am 16. November 1862 in der Kirche von Altmünsterberg (6 km westlich von Marienburg) statt – anscheinend war dies die Pfarrkirche der für Simonsdorf zuständigen evangelischen Kirchengemeinde Gnojau. Der Bräutigam war mit 41 Jahren ein gutes Dutzend Jahre älter als die Braut.

Im Kirchenbuch ist für den Bräutigam Elbing als Wohnort vermerkt. Das Paar wohnte dann auch zuerst in Elbing, wo die junge Frau im Melderegister nachgetragen wurde. (Eine handschriftliche Notiz meines Vaters gibt die Spieringstraße als Adresse an.)

Die nächsten Schritte sind nicht ganz klar. Einerseits belegt die letzte Notiz in der Elbinger Einwohnerkartei unterm 28.03.1863 eindeutig die Abmeldung nach Dirschau. Andererseits tritt Wilhelmine am 21.12.1864 erneut bei einer Simonsdorfer Taufe in Erscheinung, und zwar als „Frau Schneidermeister Korsch zu Smd.“ Und noch am 25.06.1876 wird ein „Postbote Korsch“ ebenda als Taufpate erwähnt. In diesem Falle könnte es sich freilich auch um Ernsts jüngsten Bruder Ludwig Rudolf Korsch aus dem nahegelegenen Dirschau handeln.

Vielleicht haben die Korschs auch hier mehrfach Wohnung und Wohnort gewechselt.

Dirschau erlebte damals einen spektakulären Aufschwung: 1852 hatte die Preußische Ostbahn die kleine Stadt von Südwesten her erreicht (Streckenabschnitt Bromberg – Danzig). 1857 waren die Weichselbrücke und damit die durchgehende Strecke über Marienburg und Elbing nach Königsberg in Betrieb genommen worden, wodurch Dirschau zu einem verkehrsmäßig und auch militärstrategisch wichtigen Knotenpunkt wurde.

Dort wurde am 5. April 1864 das einzige Kind aus dieser Ehe geboren: Martha Florentine Elisabeth Korsch, Tochter des „Damenkleidermachers“ Ernst Adolf Korsch. Als Taufpaten treten übrigens neben dem „Landbriefträger“ Ludwig Korsch auch zwei Verwandte von Wilhelmine auf, nämlich der Schlossergesell Hermann Prange und eine Marie Lange.

Ernst Korsch seinerseits ist in Dirschau zweimal als Taufpate bei der Familie des oben genannten Ludwig Korsch belegt: Direkt

nach der Übersiedlung von Elbing am 30.03.1863 als „Damenschneider“, sowie am 27.01.1872 als „Postbote“.

Den Schwerpunkt seiner beruflichen Tätigkeit scheint er während dieses Zeitraums also auf den Einsatz als Briefzusteller verschoben zu haben – wie sein oben genannter Bruder Ludwig. Das Handwerk als „Damenkleidermacher“ konnte er allemal noch nebenberuflich ausüben.

Irgendwann – vermutlich in den späten 1870er Jahren – gelang Ernst Korsch die Versetzung in die Provinzhauptstadt Danzig als „Stadtpostbote“, wie die Sterbeurkunde meldet. Das war sicherlich eine begehrte Stelle und der Höhepunkt seiner Laufbahn.

Um diese Zeit muss auch Wilhelmines Neffe, Oskar Prange, den Anschluss an die Familie gefunden haben. Es ist der Tante und dem Onkel hoch anzurechnen, dass sie sich um den halbwüchsigen, ins Heim abgeschobenen Jungen kümmerten. Er war 2 Jahre älter als seine Cousine Martha. Dass die beiden später, allerdings erst nach Ernsts Tod, heiraten würden, war damals nicht abzusehen. –

Ernst Korsch starb am 15. Dezember 1886 in Danzig im Alter von 65 Jahren. In der Urkunde ist als Adresse „Steinschleuse 3“ angegeben, eine etwas seitab gelegene Gasse nahe der südlichen Befestigungswerke um das Leege Tor, wo früher eine Landstraße in Richtung Süden ansetzte.

Zwei Jahre später wohnten die Hinterbliebenen, nämlich die Witwe Wilhelmine Korsch und ihre Tochter Martha, laut Heiratsurkunde der letzteren in der Holzgasse 29. Warum Wilhelmine bei dieser Gelegenheit den Beruf ihres verstorbenen Mannes recht umständlich mit „Damenkleidermacher“ angegeben hat, darüber darf gerätselt werden. Vielleicht hatte er die Bezeichnung „Schneider“ nicht mehr benutzt, weil sie ihn in Konflikt mit der örtlichen Innung gebracht hätte?

Sie selbst schloss sich der Familie ihres Ziehsohnes Oskar Prange und ihrer Tochter Martha an und brachte, wie in der Stader Chronik beschrieben, ihre Arbeitskraft dort noch fast ein Vierteljahrhundert ein. In einem Foto, das um 1910 aufgenommen worden sein muss, ist sie in Begleitung von Tochter und Schwiegersohn zu sehen (siehe S. 112).

Am 12.10.1911 starb sie in Rathenow im Alter von 77 Jahren.

Wilhelmines Kinder

Am 08.01.1857 brachte Wilhelmine in Neuteich eine uneheliche Tochter zur Welt: *Minna Eugenia Prange*. Über den Vater ist nichts vermerkt. Vermutlich ist diese Tochter früh verstorben.

Aus Wilhelmines Ehe mit Ernst Korsch ging nur ein Kind hervor: **Martha Florentine Elisabeth Korsch, unsere Vorfahrin**, geboren am 05.04.1864 in Dirschau. – Alles Weitere siehe S. 107.



Fortsetzung der direkten Vorfahrenlinie auf S. 106.

1868: Martin Lipka oo Marie Dobrowotzki

Martin Lipka

Eltern siehe S. 58.

Martin Lipka wurde am 22. Januar 1841 in Lucka geboren und zwei Tage darauf in der Pfarrkirche zu Fürstenwalde getauft. Er wurde Berufssoldat und später Postbeamter. Am 25. März 1915, im Alter von 74 Jahren, starb er in Danzig-Langfuhr an den Folgen eines am Vortage erlittenen Unfalls.

Aus der Stader Chronik von Heinz und Christel Lipka:

Von der Familie Martin Lipka ist wenig übermittelt worden. Sein Sohn Karl, der noch manches hätte erzählen können, starb, bevor wir mit der Ahnenforschung begannen. Ältere Urkunden waren nicht zu erhalten, weil die Kirchenbücher von Lucka im ersten Weltkrieg einem Brand zum Opfer fielen.

Martin Lipka war Berufssoldat und Teilnehmer dreier Kriege, und zwar des dänischen Krieges 1864, des preußisch-österreichischen Krieges von 1866 und des Frankreichfeldzuges 1870/71. Für seine Verdienste wurde er vom Kaiser oder Kronprinzen mit Orden und einer goldenen Taschenuhr ausgezeichnet.

Er und seine Frau waren um die Ausbildung ihrer acht Kinder, besonders der jüngeren, außerordentlich bemüht. Um ihrem Sohn Ernst ein Studium als Tierarzt zu ermöglichen, zogen sie nach Thorn und, als später ihre Tochter Emilie 26-jährig mit der Lehrerausbildung begann, nach Danzig.

Er starb nach einem Verkehrsunfall mit einer Straßenbahn.

Lucka ist kein reiches Dorf gewesen, und die große Familie des Instmannes Jakob Lipka, seines Vaters, wird erst recht keinen Reichtum angehäuft haben. Vielleicht war das der Grund, warum Martin Lipka seine einzige Chance im Soldatenberuf mit anschließendem Übergang in den Staatsdienst sah. Ich stelle mir vor, dass er Jahrzehnte später, als Bürger der Großstadt Danzig, als „Oberbriefträger außer Diensten“ und als Vater einer Lehrerin und

eines zukünftigen Tierarztes, mit Stolz auf sein Leben zurückgeblückt hat.

Die Geburt unseres Vorfahren ist im Kirchenbuch vom Fürstenwalde anlässlich seiner Taufe am 24. Januar 1841 gewissenhaft registriert worden. Außer den Eltern sind auch die Taufpaten angegeben: Samuel und Caroline Nowotka, anscheinend ein Ehepaar, sowie Samuel Pawelcky (Pawelczyk?). Martins Großmutter war eine geborene Pawelczyk, deshalb ist anzunehmen, dass dieser Pate ein Onkel war.



Die Dorfschule von Lucka soll um 1840 gegründet worden sein. Das Foto des Holzhauses habe ich 2007 genau an der Stelle aufgenommen, wo laut Messtischblatt die Dorfschule gelegen haben soll. Wenn das Gebäude tatsächlich 170 Jahre alt ist, dann könnte Martin, anders als seine ältesten Geschwister, wohl einige Schuljahre darin absolviert haben, und das mag ihm später beruflich zugute gekommen sein, sowohl als Soldat wie auch als Briefträger.

Zunächst aber blieb ihm wohl nichts anderes übrig, als sich als Knecht zu verdingen und sich auf ein Leben als Landarbeiter einzustellen. Wer aus dieser Sackgasse herauskommen wollte, dem bot sich um 1860 nur eine einzige realistische Option, nämlich als länger dienender Soldat ins Militär einzutreten.

Soldatenzeit

Zwar fehlen die Eckdaten zu Martin Lipkas Militärdienstzeit: Wann er sie angetreten hat, wann er ins Zivilleben zurückgekehrt ist.

Doch wird im Ortelsburger Kreisblatt zweimal ein „Martin Lipka, Knecht“ aus Lucka erwähnt, nämlich am 21. Juni 1862 und am 13. Juni 1863. Es

Bombei Michel	Lipowich	Knecht
Czeranski Sam.	" "	Räthnersohn
Lipka Martin	Lucka	Knecht
Zisk Adam	" "	Wirthssohn
Pallasch Wilh.	Malschöwen	Knecht

handelt sich um Listen mit den Namen derjenigen, die zum „Departements-Ersatzgeschäft“ aufgerufen wurden, also zur Erfassung und Musterung der militärdienstfähigen jungen Männer.

Den Hinweis auf den Namen Martin Lipka in diesen Listen verdanke ich Herrn Jend von der GeAGNO (Genealogische Arbeitsgemeinschaft Neidenburg-Ortelsburg), die vielerlei Quellen zur Aufstellung historischer Einwohnerverzeichnisse ausgewertet hat.

Im Jahre 1861 vollendete Martin Lipka das 20. Lebensjahr, und das bedeutete, dass er am 1. Januar des Jahres militärpflichtig wurde und mit seiner Einberufung rechnen musste. Angesichts der oben erwähnten zwei Aufrufe zur Musterung ist anzunehmen, dass er 1861 und 1862 zurückgestellt wurde, im Herbst 1863 aber „gezogen“ wurde.

Diese Redeweise bezieht sich darauf, dass die als tauglich gemusterten Rekruten eine Losnummer zogen und von der niedrigsten Nummer aufwärts bis zum Erreichen des festgelegten Bedarfs („Abschlussnummer“) zum Militärdienst einberufen wurden. Wer im ersten Jahr nicht „gezogen“ wurde, kam auf die Ersatzliste und wurde noch in den beiden Folgejahren in die Auslosung einbezogen.

Jedenfalls halte ich Martin Lipkas Teilnahme am Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 für gesichert, auch wenn unklar ist, in welchem Truppenteil und an welchen Orten er zum Einsatz kam.

Die Tatsache, dass er 1866 bereits als Unteroffizier geführt wird, spricht dafür, dass er sich sofort als so genannter Kapitulant zu einem länger währenden Dienst als Berufssoldat in der Unteroffizierslaufbahn verpflichtet hat. Üblich war eine Verpflichtung auf 12 Jahre, daher auch die Bezeichnung als „Zwölfender“.

Der Zufall hat es gefügt, dass wir über seinen Einsatz im Preußisch-Österreichischen Krieg von 1866 bis ins Detail unterrichtet sind. Den Zugang hierzu eröffnete mir eine Internetseite, die am 29.06.2004 in der Suchmaschine auftauchte – sehr zu meiner Verblüffung, denn ich hatte spaßeshalber meinen eigenen Namen eingegeben. Herr Ernst Schroeder hatte dort aus einem alten Buch über die Geschichte des „Colbergischen Grenadierregiment Nr. 9“ einen tabellarischen Anhang herausgeschrieben und ins Netz gestellt.

Unter dem Buchstaben „L“ fand ich dann folgenden Eintrag: „Lipka, Martin, Uffz. / Luba, Ortelburg. / 1866 verwundet, 10. Kp.“ – Zum fehlenden „s“ in Ortelsburg hat sich Herr Schroeder bekannt, die Ortsangabe „Luba“ statt Lucka war offensichtlich eine schon vom Buchautor Petermann vorgenommene irrtümliche Übertragung einer handschriftlichen Vorlage.

Unser Vorfahr gehörte damals also einer pommerschen Infanterieeinheit an. An Soldaten wie ihn muss Bismarck gedacht haben, als er ein Dutzend Jahre später den berühmt gewordenen Ausspruch tat, die Balkanwirren seien ihm die Knochen keines einzigen pommerschen Grenadiers wert.

In der Liste im Internet fehlten nähere Angaben zu Ort, Zeit und Schwere der Verwundung. Doch mit Hilfe von Herrn Schroeder hat sich aus anderen Teilen des Buches folgende Faktenlage rekonstruieren lassen: Martin Lipka war Unteroffizier in der 10. Kompanie, die in Pyritz in Pommern stationiert war und zum Füsilierbataillon des Regiments gehörte. Die Einheit nahm am preußisch-österreichischen Krieg teil und kam auch in der Schlacht von Königgrätz am 3. Juli 1866 zum Einsatz. (Taktische Zuordnung: 7. Infanteriebrigade, 4. Division, II. Armeekorps, I. Armee.)

Die Verluste des Regiments im gesamten Feldzug 1866 betragen 4 Gefallene und 17 Verwundete. Das Füsilierbataillon hatte am Tag von Königgrätz beim Vormarsch, nach dem Übergang über den Fluss Bistritz, 4 Tote und 16 Verwundete. Alle Toten des Regiments und 16 der 17 Verwundeten des Regiments sind folglich dem Füsilierbataillon zuzurechnen, und zwar am Tage der Schlacht. Nur der Verletzte Nummer 17 muss zu einem anderen Bataillon gehört haben.

Es besteht also kein Zweifel: Die Verwundung hat unseren Vorfahren am 3. Juli 1866 bei Königgrätz ereilt. Insgesamt hatte die 10. Kompanie 3 Tote und außer dem Unteroffizier Lipka noch einen weiteren Verletzten zu verzeichnen.

Die Kompanie war vormittags zur Sicherung eines Brückenkopfes eingesetzt, der nach dem Übergang über die Bistritz bei dem Städtchen Sadowa gebildet worden war. (In Frankreich wird die Schlacht nach diesem Ort als „Schlacht von Sadowa“ bezeichnet.) Mittags wurde das Bataillon vorgeschoben zum „nordwestlichen Rande des Sadower Holzes hart südlich der über Lipa nach Königgrätz führenden Chaussee“. Hier erlitten die Füsiliere erste Verluste, ehe sie im Laufe des Nachmittags weiter über Langenhof nach Rosnitz vorrückten. Somit lassen sich also Zeit und Ort der Verwundung verblüffend genau bestimmen: zwischen 12 und 18 Uhr, zwischen Sadowa und Rosnitz! Wer heute von Jičín nach Hradec Králové (Königgrätz) auf der E 442 unterwegs ist, kann auf den letzten 13 Kilometern ab Sadowa diese Orte beiderseits der Straße sehen.

Die Regiments-Chronik gibt über den Schlachtbericht hinaus auch einen Überblick über die Märsche der Einheit im Verlaufe des Feldzuges, aber das ist hier nicht weiter von Interesse. –

Über die Dienstzeit vorher und nachher wissen wir nichts Genaueres. Falls Martin Lipka dem oben genannten Regiment bereits 1864 angehörte, dann beschränkte sich sein Beitrag zum Deutsch-Dänischen Krieg anscheinend auf die Grenzsicherung gegen Polen, etwa im Raum zwischen Posen und Thorn.

Unklar ist auch die Zeit des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71. Dass er an ihm teilgenommen hat, bestätigt die Zeitungsmeldung zu seinem Unfalltod (siehe weiter unten). Es kann sein, dass er noch in derselben Einheit diente, es kann aber auch sein, dass er im Zuge der preußischen Aufrüstung zu einem der

neugegründeten Regimenten versetzt worden war. Oder war er wegen der Verwundung vorzeitig zu einer Reservetruppe überstellt worden?

Diese Überlegungen müssen auch im Zusammenhang mit der Heirat (1868?) gesehen werden. Seine Braut stammte aus der Umgebung von Soldau im Kreis Neidenburg, und wenn der Unteroffizier Lipka noch 400 km entfernt in Pyritz stationiert war, stellt sich die Frage, wie sich die beiden kennengelernt haben könnten.

Fest steht, dass in Soldau selbst zwischen 1811 und 1886 keine Garnison bestand. Andererseits besagt die familieninterne Überlieferung eindeutig, dass Martin Lipka zwölf Jahre gedient hatte, nach meiner Berechnung von 1863 bis 1875. Ich kann mir mangels anderer Anhaltspunkte die Sache nur so erklären, dass in Soldau eine kleine Grenztruppen-Einheit stationiert und in Privatquartieren untergebracht war. Von dort aus waren es ja nur noch 6 km bis zur polnischen Grenze und somit zum Herrschaftsbereich des Zaren, und als letztem Bahnknotenpunkt vor dieser Grenze kam Soldau auch eine gewisse strategische Bedeutung zu.

Wie dem auch sei, am Ende ihrer Dienstzeit hatten die „Zwölftender“ als so genannte Militäranwärter Anspruch auf eine Dienstprämie von 1000 Mark und auf den Zivilversorgungsschein. Dieses Dokument berechtigte zur bevorzugten Einstellung als Beamter im öffentlichen Dienst, wobei es unsere Vorfahren offensichtlich zur Reichspost und zur Reichsbahn zog. Und so begann Martin Lipka seine Laufbahn als Briefträger, zunächst anscheinend in Soldau.

Marie Dobrowotzki

Marie Dobrowotzki wurde am 11. September 1844 in Usdau, 20 km westlich von Neidenburg, geboren. Das Dorf auf einem Hügelrücken wurde 70 Jahre später in einem verheerenden Gefecht völlig zerstört, wie Alexander Solschenizyn in seinem Roman „August 1914“ über die Schlacht von Tannenberg zu Beginn des Ersten Weltkriegs eindringlich beschrieben hat.

Über die Eltern Dobrowotzki und Maries etwaige Geschwister ist nichts bekannt. Sie starb am 7. Juli 1923 in Neidenburg.

In dem Familiennamen scheinen zwei polnische Wörter zu stecken: „dobro“ („gut“) und „woda“ („Wasser“), dazu die Nachsilbe

„-ski“, die auf die Herkunft hinweist. Ein „Dobrowodski“ wäre demnach jemand, der von „Gutwasser“ stammt oder am „guten Wasser“ wohnt.

So viel über Martin Lipka zu berichten ist, so wenig ist über seine Ehefrau Marie Dobrowotzki bekannt. Fest stehen immerhin Geburtsdatum und Geburtsort. Aber wie hat sie den Unteroffizier Martin Lipka kennengelernt? Wo haben die beiden geheiratet? In ihrem Heimatdorf Usdau? Im nahegelegenen Soldau? Im weit entfernten pommerschen Pyritz?

Es ist schade, aber auch bezeichnend, dass man meistens viel über die Männer erfahren kann, aber nur enttäuschend wenig über ihre Ehefrauen.

Ehejahre



Aus der Zeit um 1900 ist ein Familienfoto erhalten, das möglicherweise anlässlich der Konfirmation von Emilie entstanden ist. Vater Martin trägt stolz die Uniform mit den Orden dreier Kriege und macht auch sonst für seine etwa 60 Jahre eine eindrucksvolle

Figur. Mutter Marie schaut ebenfalls selbstbewusst in die Welt. Die Kinder sind um die Eltern gruppiert, und zwar, der Stader Chronik zufolge, von links Marie, Karl, Emilie, Otto, Emma (in Krankenschwestertracht?), Anna, sowie ganz vorn Ernst. –

Wenn das Geburtsjahr 1869 für das erste, früh verstorbene Kind Johann stimmt, dann ist für die Heirat von Martin Lipka und Marie Dobrowotzki etwa 1868 anzunehmen.

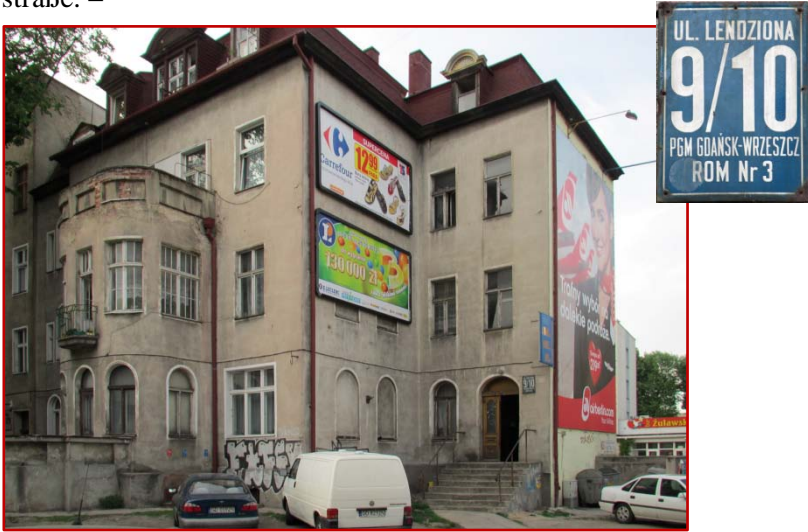
Die Tochter Anna und fünf weitere Kinder wurden in Soldau geboren. Zwischen der Geburt der Tochter Emilie 1885 und der des jüngsten Sohnes Ernst 1889 ist die Familie dann in die nahegelegene Kreisstadt Neidenburg gezogen.

Als sich Martin Lipka, der Vater, dem Eintritt in den Ruhestand näherte (1906 vollendete er das 65. Lebensjahr), scheint er sich entschlossen zu haben, Neidenburg für immer den Rücken zu kehren. Für 1909 ist in der Heiratsurkunde des Sohnes Karl dokumentiert, dass sein Vater in Graudenz wohnte. Dort hatte der jüngste Sohn Ernst seit 1907 das Gymnasium besucht, und dort tauchte auch eine der Töchter im Adressbuch für 1909 auf: „Lipka, Marie, Frl., Getreidemarkt 19/20.“ Marie war in der Ausgabe von 1907 noch nicht aufgeführt, aber es spricht viel dafür, dass die Geschwister gemeinsam nach Graudenz übersiedelt waren. Mag sein, dass die Schwester dort eine Arbeitsstelle antrat und den noch minderjährigen Bruder unter ihre Fittiche nahm.

Die in der Stader Chronik vermutete Zwischenstation Thorn beruht indessen wohl auf einem Irrtum; das dortige Adressbuch von 1908 führt keinen Lipka. Und als Ernst 1910 nach Stolp weiterzog, um seine Schullaufbahn dort abzuschließen, scheint die Familie nicht nach Pommern gefolgt zu sein, sondern sich gleich in Richtung Danzig orientiert zu haben.

Der Zeitpunkt dieses Umzuges war der Stader Chronik zufolge verbunden mit dem Projekt, der mittlerweile 26-jährigen Tochter Emilie die Ausbildung zur Lehrerin zu ermöglichen. Das wäre demnach 1911 gewesen. Tatsächlich soll um diese Zeit in Danzig-Langfuhr ein Lehrerinnen-Seminar oder eine ähnliche Bildungsstätte eingerichtet worden sein. Und das Danziger Adressbuch von 1911 bestätigt: „Lipka, Martin, Oberbriefträger, Dzg.-Lgf., Eschenweg 2“ <Jesionowa>. Diese Straße zweigt in Langfuhr von der Hauptstraße Danzig – Oliva – Zoppot nach Westen ab.

Im Folgejahr ließen die Lipkas sich dauerhaft im Kastanienweg 10 nieder <A. Lenziona>. Das Gebäude, im Adressbuch auch gelegentlich unter der Doppelnummer 9/10 verzeichnet, lag nur wenige Meter von der ersten Wohnung auf der Ostseite der Hauptstraße. –



In Danzig war die Familie glücklicherweise nicht von der Invasion der russischen Armeen im Spätsommer 1914 betroffen, wohingegen Soldau und Neidenburg unter den Kampfhandlungen zu Beginn der Schlacht von Tannenberg schwer zu leiden hatten.

Martin Lipkas Sterbeurkunde enthält folgende Angaben:

Oberbriefträger ausser Dienst Martin Lipka, 74 Jahr 2 Monate alt, evangelischer Religion, wohnhaft in Danzig-Langfuhr Kastanienweg No. 10, geboren zu Lucka Kreis Ortelsburg, verheiratet mit Marie geborenen Dobrowotzki, dessen Eltern verstorben sind, nähere Angaben können nicht gemacht werden. Zu Danzig-Langfuhr in seiner Wohnung am 25. März 1915 vormittags um 8¼ verstorben.

Angezeigt durch [den Sohn] Feldunterveterinär Ernst Lipka, wohnhaft in Danzig-Langfuhr, Kastanienweg No. 10.

Beigesetzt wurde der Tote in Danzig-Langfuhr.

Dass er Opfer eines tödlichen Unfalls geworden war, geht aus dem nachfolgenden Bericht im Danziger Lokalteil des Westpreussischen Volksblatts Nr. 69 vom 25. März 1915 hervor:

T Von der Straßenbahn überfahren wurde gestern abend gegen 6 Uhr in Langfuhr ein alter Herr, der sich vom Kastanienweg nach dem Hochstrießer Gut begeben wollte. Die Straße ist am Uebergang vom Kastanienweg sehr eng und macht zudem eine Biegung. Wenn sich an der Stelle noch dazu zwei Wagen kreuzen, ist die Gefahr groß. Auch in diesem Fall soll der Unfall dadurch herbeigeführt worden sein, daß der alter Herr den aus der Richtung Oliva kommenden Wagen vorbeifahren ließ, dann vortrat und von dem Danziger Wagen erfaßt wurde. Dem Wagenführer trifft also wohl keine Schuld. Der Verunglückte trug eine Verletzung am Kopfe und anscheinend schwere innere Quetschungen davon. Hilfreiche Hände trugen den Besinnungslosen in das Haus Hauptstraße 62, legten ihm einen Notverband an und benachrichtigten die Angehörigen, die dann den Greis im Sanitätswagen abholen ließen. Der Verunglückte ist dem Vernehmen nach der im Ruhestand lebende Postbeamte Lipka, 74 Jahre alt, und Kriegsveteran von 1870.

Der Unfall ereignete sich also am 24. März, einem Mittwoch. Ich reime mir die nicht ganz stimmigen Angaben der Zeitung so zusammen, dass Martin Lipka, aus der Kastanienstraße 10 kommend, auf der rechten Straßenseite bis gegenüber der (dem?) Hochstrieß gegangen ist. Er sah von vorn die Straßenbahn aus Oliva kommen, und als sie auf gleicher Höhe war, trat er auf die Straße, ohne nach hinten zu blicken. Im Lärm des vorbei ratternden Straßenbahnwagens konnte er die andere, vom Stadtzentrum kommende Straßenbahn nicht hören. Man muss bedenken, dass während des ersten Weltkriegs noch kaum Autos in Danzig verkehrt haben dürften, nur Pferdefuhrwerke, die normalerweise im Schritt unterwegs waren. So war die Straßenbahn ein ungewohnt schnelles und für die anderen Verkehrsteilnehmer nicht ungefährliches Verkehrsmittel. Die Familienüberlieferung will übrigens wissen, dass Martin Lipka das erste Todesopfer der Danziger Straßenbahn überhaupt gewesen sei.

Die Witwe – und mit ihr wohl die eine oder andere Tochter – blieb zunächst in Langfuhr. Noch für 1922 ist sie im Danziger Adressbuch nachgewiesen. Dann kehrte auch sie zurück nach Neidenburg, wo sie sicherlich im Hause des unverheirateten Sohnes Ernst lebte, der sich dort als Tierarzt niedergelassen hatte. Zu diesem Haushalt zählten auch ihre beiden Töchter Marie und Emma, ebenfalls unverehelicht. Man wohnte in dem geräumigen

Anwesen am Schlossberg, das Ernst von seinem Vorgänger übernommen hatte.

Sie starb dort im nachfolgenden Jahr, am 9. Juli 1923. Das Neidenburger Kirchenbuch vermeldet ausdrücklich, dass sie in Danzig-Langfuhr bestattet wurde, also neben ihrem 8 Jahre zuvor verstorbenen Mann.

Die Kinder

Sechs der acht Kinder aus der Ehe wurden in Soldau geboren, Anna als die Zweitälteste zu einem Zeitpunkt, als ihr Vater aller Wahrscheinlichkeit nach zum dritten und letzten Male im Felde stand.

Zu meiner Enttäuschung habe ich in den Kirchenbüchern der Soldauer evangelischen Pfarre (bis 1875) keine Eintragungen zum Namen Lipka gefunden – weder eine Heirat noch die in diesen Zeitraum fallenden drei Geburten. Die Geburtsurkunden für Karl und die nachfolgenden Schwestern aus dem Soldauer Standesamt (ab 1874) sollen im Warschauer Staatsarchiv erhalten sein.

Johann Lipka, *1869~

Über das erste Kind des Ehepaars Martin Lipka und Marie Dobrowotzki ist nichts Greifbares bekannt. Es könnte um 1869 zur Welt gekommen sein, ist aber wohl schon im frühen Kindesalter verstorben.

Anna Lipka, *1871

Anna Lipka wurde am 17. Januar 1871 in Soldau geboren. Nach ihrem früh verstorbenen Bruder Johann war sie das erste überlebende Kind der jungen Familie.

Anna („ohne Beruf, ledigen Standes“) heiratete am 11. Juni 1903 den vier Jahre jüngeren „Landbriefträger“ *Gustav Kottermanski*. Es war nach damaligen Maßstäben eine späte Heirat. Der Bräutigam war am 18.04.1875 in Gilgenburg (30 km nordwestlich von Neidenburg) geboren worden. Seine Eltern waren der Schuhmachermeister *Johann Kottermanski* und dessen Frau *Berta geb. Lux*. Er begann seine Karriere bei der Reichspost als Briefträger, also als jüngerer Kollege seines späteren Schwiegervaters. Vielleicht hat Anna ihn über diese Verbindung kennengelernt.

Als erstes Kind aus der Ehe ist ein Sohn belegt: *Otto Gustav Kottermanski*, geboren am 01.05.1904, früh gestorben am 15.04.1905 im Alter von 11 Monaten.

Später sollen aus der Ehe zwei Töchter hervorgegangen sein, *Else* und *Lotte Kottermanski*. Sie könnten in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts geboren worden sein, um 1906 bzw. 1908, laut einer Notiz von Herbert Lipka übrigens nicht in Neidenburg, sondern in Gilgenburg. Else soll Schneiderin geworden sein. 1945 wären die Schwestern in den späten Dreißigern gewesen. Ob sie verheiratet waren, ist ungewiss, ebenso ihr Verbleib 1945.

Überprüft werden müsste auch ein Eintrag im Sterbeindex des Neidenburger Kirchenbuches: *Otto Gustav Kottermanski*, gestorben am 14 April 1911 in der Stadt Neidenburg. Die Namensgleichheit mit dem ersten Kind beweist aber noch gar nichts. Immerhin würde, wenn auch hier ein früher Tod vorliegt, die Geburt zweier Töchter in der Zwischenzeit durchaus in den zeitlichen Rahmen passen.

Während Annas Eltern 1914 im sicheren Danzig wohnten, blieben die Kottermanskis vermutlich in Neidenburg und erlebten dort die Schrecken des russischen Einmarsches. Nach der Schlacht von Tannenberg blieb die Stadt von weiteren Kampfhandlungen verschont und wurde schon zu Kriegszeiten wieder aufgebaut.

Mitte der 1920er Jahre wohnte die Familie des „Postassistenten Gustav Kottermanski“ in der Bismarckstraße, der früheren Poststraße.

Er starb am 8. Mai 1941 im Alter von 66 Jahren in Neidenburg als „Postassistent i. R.“. Sein Tod wird auch in der Chronik der Neidenburger Post erwähnt: „1941 – Der Postassistent Kottermanski verstirbt.“

Anna überlebte ihren Mann um knapp zwei Jahre. Sie starb 72-jährig in Neidenburg am 29.01.1943. So blieben ihr die schlimmen Ereignisse des Januar 1945 erspart.

Otto Lipka, *1873

Otto Lipka wurde am 13.01.1873 in Soldau geboren (oder am 13.11.?). Nach zwölfjährigem Dienst als Berufssoldat wurde er Bahnbeamter. Er heiratete *Elma Olk* aus Colmar am 22.06.1907 in Dlugossen. In einer Bleistiftnotiz spricht mein Vater Horst Lipka von der am 01.11.1882 geborenen Braut als „der Lehrerstochter“,

die vorher in Hamburg-Harburg tätig gewesen sei. Die beiden Porträtfotos („C. Ernst, Danzig, Vorstädtischer Graben 52“) könnten anlässlich der Hochzeit entstanden sein.



In der Familienüberlieferung herrscht eine gewisse Verwirrung über den Vornamen der Braut: *Elma* oder *Ella*? Die Suche nach schriftlichen Dokumenten über ihre Geburt und über die Heirat ist bislang erfolglos geblieben. Weder für das Elsass (Colmar) noch für die Provinz Posen (Kreisstadt Colmar/Kolmar) haben sich brauchbare Spuren ergeben. Ebenso vergeblich blieb der Versuch, eine Bestätigung der Hochzeit durch das Archiv Allenstein zu erhalten: Laut Schreiben vom 06.05.2008 liegt von dem seinerzeit zuständigen Standesamt Wischniewen (auch: Kölmersdorf) kein Heiratsregister vor.

Im Nachhinein fällt mir nun der alternative Name des Standesamts auf: Kölmersdorf. Wäre es möglich, dass in den familieninternen Notizen eine Verwechslung vorlag? Wäre dann als Geburtsort Kölmersdorf zu setzen, während der Heiratsort anderwärts gesucht werden müsste? Oder ist Harburg der Punkt, an dem anzusetzen wäre?

Aus den Ehejahren des Paares ist zu berichten, dass es, soweit bekannt, keine Kinder hatte. –

Im Ersten Weltkrieg ist Otto sicherlich wieder eingezogen worden. Nähere Informationen sind aber nicht greifbar.

Im Hamburger Adressbuch von 1910 ist der „Eisenbahnassistent Lipka“ erstmalig erwähnt. Sein Arbeitsplatz war die Güterabfertigung im Hauptgüterbahnhof Hamburg; das Abfertigungsgebäude lag in der Süderstraße 1 östlich der Stadtmitte. Als private Adresse ist Repsoldstraße 74 angegeben. Ein Jahr später bezog das Paar eine Wohnung im Brekelbaumspark 23 im Stadtteil Borgfelde.

Auch nach der Beförderung zum Ober-Bahnassistenten (1915) und zum Eisenbahnsekretär (1922) war Otto im Hauptgüterbahnhof eingesetzt, wie dem Adressbuch Jahr für Jahr zu entnehmen ist. Zwar wurde er 1926 vorübergehend nach Harburg abkommandiert, wo er in der Wilsdorfer Straße 44 logierte, behielt aber die Hauptwohnung in Borgfelde bei und kehrte 1928 als Reichsbahn-Obersekretär zurück.

Anscheinend wurde er 1938/39 pensioniert. 1939 lautet der Eintrag im Adressbuch: „Lipka, O., Reichsb.-Btr., Brahmstr. 2.“ Von 1940 bis zur letzten Ausgabe vor Kriegsende 1943 ist die Berufsbezeichnung abgeändert auf „Rb.-Btr. i. R.“. Das rätselhafte Kürzel „Btr.“ ist wohl als „Beamter“ zu lesen. –

Über die letzten Tage der beiden berichtet die Stader Chronik von Heinz und Christel Lipka:

Otto Lipka, nach 12-jähriger Militärzeit Eisenbahnsekretär geworden, lebte mit seiner Frau in Hamburg-Harburg. Unmittelbar vor Kriegsende waren beide noch einmal besuchsweise in Ostpreußen und gerieten anscheinend in die Januar-Offensive der Roten Armee hinein. Von Elbing aus begaben sie sich auf die Flucht. Ella Lipka, geb. Olk, sei am 21.2.1945 an Entkräftung gestorben, und zwar in Schwetzkow / Pommern; sie sei auf dem dortigen Friedhof beerdigt. Otto Lipka sei wenige Tage später, am 9.3.1945, ebenfalls in Schwetzkow gestorben und dort beigesetzt worden.

So jedenfalls berichtete Ernst Koschorrek, Bremen, in einem Brief vom 13.11.1959 über den Tod der beiden. Koschorrek war früher Lehrer in Dollstedt und später in Elbing gewesen. Seine Ehefrau und Elma, die Frau von Otto Lipka, waren Schwestern.

Ob das Paar im Winter 1944/45 tatsächlich nur „auf Besuch“ in Ostpreußen war? Ihre Wohnung Brahmstraße 2 im Stadtteil Rotherbaum (also nicht in Harburg) lag zwar nicht wie Borgfelde

im Kernbereich des verheerenden Hamburger Feuersturms Ende Juli 1943. Trotzdem ist gut möglich, dass sie ausgebombt waren oder einfach sich in Hamburg nicht mehr sicher fühlten.

Für Otto als Zuwanderer aus den östlichen Provinzen lag es jedenfalls nahe, Zuflucht in dem vermeintlich kriegsverschonten Osten zu suchen, vielleicht sogar in Elbing. Denn der oben zitierte Brief lässt vermuten, dass das Ehepaar Lipka und das Ehepaar Koschorrek gemeinsam auf die Flucht gegangen und in Pommern gestrandet sind.

Ob noch ein weitergehender Zusammenhang zu Ottos Schwester Emilie Lipka besteht, muss offen bleiben. Sie war im östlichen Pommern als Lehrerin tätig und könnte für die Flüchtlinge ein erster Anlaufpunkt auf dem Weg nach Westen gewesen sein. Aber dann wäre zu erwarten gewesen, dass Ernst Koschorrek auch über ihr Schicksal berichtet hätte.

*Karl Lipka, *1877*

Carl Friedrich Lipka, unser Vorfahr, wurde am 9. Januar 1877 in Soldau geboren. – Alles Weitere siehe S. 116.

*Emma Lipka, *1879*

Emma Maria Lipka wurde am 16. Mai 1879 in Soldau geboren. Sie blieb unverheiratet und hatte keine Kinder.

Von ihr berichten Heinz und Christel Lipka in der Stader Chronik nur, dass sie Krankenschwester in Neidenburg gewesen sei. Sie wird aber wohl auch schon während des Ersten Weltkrieges als Krankenschwester im Einsatz gewesen sein.

Später soll sie im Hause ihres Bruders gelebt und, zusammen mit ihrer Schwester Marie, ihm den Haushalt geführt haben. Als Krankenschwester hat sie möglicherweise ihre Mutter in den letzten Lebensmonaten gepflegt. Vielleicht hat sie auch ihrem Bruder in der Tierarztpraxis geholfen.

Im Januar 1945, beim Einmarsch der Sowjetarmee, war sie 66 Jahre alt. Wie ihr Bruder Ernst und ihre Schwester Marie ist sie seitdem verschollen.

*Marie Lipka, * 1881*

Maria Caroline Lipka, genannt Marie, wurde am 17. November 1881 in Soldau geboren. Sie war Buchhalterin und wohnte im Hause ihres Bruders Ernst in Neidenburg, wo sie sich ebenfalls an der Haushaltsführung beteiligt haben soll. Sie blieb unverheiratet und hatte keine Kinder.

1909 taucht sie im Graudener Adressbuch auf: „Lipka, Marie, Frl., Getreidemarkt 19/20.“ Sie war 28 Jahre alt, und es könnte sein, dass sie dort beruflich tätig war. Nebenher scheint sie ihren jüngsten Bruder Ernst betreut zu haben, der in Graudenz seit 1907 das Gymnasium besuchte.

Heinz und Christel Lipka schreiben in der Stader Chronik:

Marie war politisch sehr aktiv und Kreis- oder Landtagsabgeordnete der SPD.

Da das aktive und passive Frauenwahlrecht erst mit der Weimarer Republik eingeführt wurde, kann es sich nur um den Zeitraum 1919-1933 handeln. In einem ländlichen Bezirk wie Neidenburg als Kandidat für die SPD anzutreten, das erforderte Mut – erst recht, wenn eine Frau sich in dieser Weise engagierte. Deswegen gebührt Marie Lipka aller Respekt. Leider sind Einzelheiten ihrer politischen Laufbahn bisher nicht bekannt.

1933, nach dem Beginn der nationalsozialistischen Diktatur, wurden binnen Kurzem alle anderen Parteien verboten. Die demokratisch gewählten Parlamente und Selbstverwaltungsgremien wurden „gleichgeschaltet“, die Abgeordneten zumal der Linksparteien verfolgt. Möglicherweise war auch Marie Lipka Repressalien ausgesetzt. Vielleicht konnte sie aber auch in ihrem Beruf als Buchhalterin Unterschlupf finden.

Bei welchem Arbeitgeber sie angestellt war, und wann, das ist nicht überliefert. Ich könnte mir vorstellen, dass sie nebenher auch die Bücher ihres Bruders, des Tierarztes, geführt hat. Vielleicht hatte sie ja sogar anno 1920 seine 35-seitige Dissertation getippt? Seit Januar 1945 ist auch sie verschollen. Sie war 63 Jahre alt.

*Emilie Lipka, *1885*

Emilie Auguste Lipka wurde am 2. Januar 1885 in Soldau geboren. Aus der Stader Chronik von Heinz und Christel Lipka erfahren wir:

Emilie besuchte in Danzig das Seminar und war zuletzt Lehrerin in Stolp/Pommern. Unverheiratet.

Einen Ort namens Stolp habe ich in Pommern nicht auffinden können, deshalb vermute ich einen Tippfehler und lese stattdessen „Stolp“. Dort hatte ja schon 1910-1912 der jüngste Bruder Ernst seine gymnasiale Laufbahn abgeschlossen.

Emilie trat die Ausbildung als Lehrerin vermutlich 1911 an, im Alter von 26 Jahren. Somit war sie deutlich älter als die meisten anderen Studentinnen am kurz vorher eröffneten Lehrerinnenseminar in Danzig-Langfuhr. Ihre Eltern konnten die finanzielle Last (zusätzlich zum Studium des jüngsten Kindes, Ernst, in Berlin!) wohl nur tragen, weil sie 1911 nach Langfuhr gezogen waren, also in die unmittelbare Nachbarschaft des Seminars.

Eine kleine Überraschung hält das Danziger Adressbuch von 1912 bereit: „Lipka, Mylli, Lehrerin, Kastanienweg 10.“ – Dass „Mylli“ die Koseform von Emilie ist, liegt auf der Hand.

Wo sie anschließend als Lehrerin eingesetzt war, das ist nicht im Einzelnen überliefert. Die Formulierung in der Stader Chronik lässt die Möglichkeit offen, dass sie nicht von vornherein in Stolp tätig war. Die Stolper Adressbücher der Zwischenkriegszeit kennen jedenfalls eine Person dieses Namens nicht.

Einer Notiz ihres Neffen Herbert Lipka um das Jahr 1940 zufolge soll sie Lehrerin in Lauenburg, Pommern, gewesen sein, also in einer anderen hinterpommerschen Kreisstadt, auf halbem Wege zwischen Stolp und Danzig. Es scheint, als sei in Herberts Notiz der Stand vom Ende der 1930er Jahre wiedergegeben. Eine Versetzung von dort nach Stolp (innerhalb desselben Regierungsbezirks) wäre immerhin noch möglich gewesen.

Auch Emilie ist seit Januar 1945 verschollen. Sie war damals gerade 60 Jahre alt geworden.

*Ernst Lipka, *1889*

Am Ende seiner Dissertation, von der noch weiter unten die Rede sein wird, fügte Paul Ernst Lipka (so die Reihenfolge der Vornamen in der Geburtsurkunde) im Jahre 1920 seinen Lebenslauf ein:

Als Sohn evangelischer Eltern wurde ich, Ernst Paul Lipka, am 5. Juli 1889 zu Neidenburg in Ostpreussen geboren. Ich besuchte zunächst die Schule meiner Vaterstadt; von 1907-1910 die Oberrealschule in Graudenz und von 1910-1912

diejenige in Stolp, wo ich am 23. 2. 12 das Reifezeugnis erhielt. Seitdem war ich auf der Tierärztlichen Hochschule in Berlin immatrikuliert. Im Januar 1914 bestand ich an der hiesigen Hochschule die naturwissenschaftliche Prüfung und am 17. April 1920 erlangte ich die Approbation als Tierarzt. Darauf liess ich mich an der Tierärztlichen Hochschule als Hospitant einschreiben, um im anatomischen Institut unter Leitung des Herrn Geheimen Regierungsrats Professor Dr. Schmaltz vorliegende Dissertation anzufertigen.

In der Stader Chronik berichten Heinz und Christel Lipka über ihn das Folgende:

Ernst Lipka studierte Tierarzt, machte seinen Doktor und übernahm die Praxis eines Neidenburger Tierarztes. Er kaufte auch dessen großes Haus im Mittelpunkt der Stadt am Schlossberg. Die Zyweckschen Verwandten aus dem Neidenburger Kreis kennen ihn als gewissenhaften und tüchtigen Arzt, der weder Wind noch Wetter scheute.

In dem Haus am Schlossberg lebte er mit seinen Schwestern Emma und Marie. Alle waren unverheiratet.

Ernst war ein Anhänger des Spiritismus.

Mit den „Zyweckschen Verwandten“ ist übrigens die Familie der beiden Schwiegertöchter von Heinz und Christel Lipka, Margot und Monika Zyweck, gemeint.

Als jüngstes Kind der Familie befand Ernst sich in der vorteilhaften Lage, dass nach der „Versorgung“ der meisten älteren Geschwister die finanzielle Lage der Familie ihm einen aufwändigeren Bildungsweg ermöglichte. Dabei ist zu bedenken, dass sein Vater als Oberbriefträger zwar kein üppiges Einkommen hatte, dafür aber mit einem sicheren Arbeitsplatz und einer bescheidenen Pension rechnen konnte.

Neidenburg hatte damals ein eigenes Realgymnasium. Die Gründe für den zweimaligen Schulwechsel – erst nach Graudenz, dann nach Stolp – sind undurchsichtig. War Ernsts gymnasiale Laufbahn nicht ganz glatt abgelaufen?

In Graudenz wurde er, wie oben erwähnt, anfangs wohl von seiner Schwester Marie betreut, ehe die Familie ganz in die Weichselstadt übersiedelte. Über die letzten beiden Schuljahre in Stolp hat sich nichts in Erfahrung bringen lassen. Immerhin wurde Ernst 1910 volljährig, so dass sich eine Betreuung wie in Graudenz er-

übrig hätte. Als er dann 1912 die Reifeprüfung bestand, war er fast 23 Jahre alt – ein Alter, in dem andere schon ihrem Studienabschluss entgegen gingen.

Es gab vor dem Ersten Weltkrieg in ganz Deutschland nur zwei oder drei akademische Ausbildungsstätten für Tierärzte, unter denen die preußische Tierärztliche Hochschule in Berlin sicherlich die größte war. Die anderen lagen in West- oder Süddeutschland, sodass die Entscheidung für Berlin nahe lag.

Als Student der Veterinärmedizin war Ernst Lipka vom Militärdienst vorläufig befreit, wurde aber 1914 vermutlich schon bald nach Kriegsbeginn eingezogen. Denn in einer Armee, die sich noch weitgehend auf Pferde als Reit- und Zugtiere verlassen musste, zumal in der Kavallerie und Artillerie, war die tierärztliche Versorgung von entscheidender Wichtigkeit. Die Motorisierung der kämpfenden Truppe kam erst im Laufe des Krieges in Schwung.

Ich frage mich übrigens, ob Ernst nicht ursprünglich ohnehin die Laufbahn eines Militärveterinärs angestrebt hat. Dann hätte der Staat und nicht die Familie das Studium finanziert. Verwunderlich wäre dieser Weg keineswegs gewesen, waren doch die beiden älteren Brüder ebenfalls Berufssoldaten geworden. Der Übergang in den zivilen Veterinärberuf nach Kriegsende wäre dann eine Folge der rigorosen deutschen Abrüstung in Folge des Versailler Vertrages gewesen.

Wie dem auch gewesen sein mag, in der Sterbeurkunde seines Vaters Martin Lipka tritt Ernst 1915 als „Feldunterveterinär“ in Erscheinung, und zwar unter der elterlichen Adresse: Danzig-Langfuhr, Kastanienweg 10. Er hatte den Tod des Vaters auf dem Standesamt gemeldet, woraus zu schließen ist, dass er in Danzig oder in der Nähe stationiert war. Dass er sich nur zufällig auf einem Heimaturlaub befand, ist wenig wahrscheinlich.

Wo der angehende Tierarzt zum militärischen Einsatz kam, ist, abgesehen von dieser Momentaufnahme, nicht bekannt. –

Wer sich auf die Familiengeschichte einlässt, ist vor Überraschungen nicht sicher. So auch im Falle von Ernst Lipkas Dissertation – einer wissenschaftlichen Arbeit, an deren Existenz nicht zu zweifeln war, da er ja den Dokortitel führte.

Nach einigem Suchen bekam ich von Dr. Michael Schimanski aus Lehrte bei Hannover den entscheidenden Tipp. Er schrieb mir am 31.10.2006:

Ernst Lipka wurde am 30. Juli 1920 an der Tierärztlichen Hochschule Berlin promoviert. Seine Dissertation mit dem Titel „Penis, urethra und glandulae urethrales des Hippopotamus amphibius“ wurde 1925 vom Verlag Jonas (Neidenburg) gedruckt.

Und so fand sich tatsächlich in Berlin ein kleines Werk von gerade einmal 35 Schreibmaschinenseiten über „männliches Glied, Harnröhre und zugehörige Drüsen des Nilpferdes“.

Am brennendsten ist natürlich die Frage: Wie kam Ernst Lipka an dies sensationelle Thema? Dazu seine eigene Erläuterung:

Der von mir untersuchte Geschlechtsapparat entstammt einem männlichen Hippopotamus amphibius, der im Alter von 26 Jahren im Berliner Zoologischen Garten an Altersschwäche im März 1920 starb. Das Tier wog 22 Centner.

Um die makroskopische Untersuchung des Genitalapparates und dessen Organe leichter zu veranschaulichen, wurde das Präparat in 6%iger Formalinlösung aufbewahrt. Dieses Lösungsmittel hat den Vorzug, dass es die einzelnen Teile eines Organs härtet und konserviert, ohne dass sie irgendwelchen Schaden erleiden.

Das verendete Nilpferd war vermutlich schon durch die Futterknappheit der letzten Kriegsjahre geschwächt gewesen. Die detaillierte Anatomie seines Fortpflanzungsorgans brauche ich hoffentlich nicht im Einzelnen zu zitieren. Es genügt schon, sich die Umstände vorzustellen: War der zukünftige „Doctor Medicinae Veterinariae“ etwa ein Musterstudent, der sich das spektakulärste Stück des Hippopotamus-Bullen sichern durfte? Oder war er ein Unbekannter aus der Provinz, der vorlieb nehmen musste mit dem, was alle anderen ausgeschlagen hatten? Kam er womöglich als letzter Heimkehrer aus dem Krieg zurück und nahm wohl oder übel den übriggebliebenen Nilpferd-Schniepel in Empfang? Oder – und dieser Gedanke gefällt mir am besten – war er einfach nur ein junger Mann mit viel Humor, der eine solche Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollte?

Fest steht jedenfalls, dass er sich auf der Titelseite der Dissertation mit berechtigtem Stolz als „approb. Tierarzt aus Neidenburg /

Pr.“ bezeichnete. Er hatte dort eine tierärztliche Praxis mitsamt dem Wohnhaus von einem dortigen Kollegen übernommen.

Das Gebäude, ein Vorkriegsbau, stand ideal am Rande der Innenstadt, unmittelbar am nordwestlichen Fuße des Schlossberges. Die widersprüchlichen Adressen „Burgstraße“ und „Am Schlossberg“ scheinen verwirrend, und doch bezeichnen sie ein und dasselbe Anwesen. Die Burgstraße <ul. Mickiewicza> ist die Ausfallstraße in Richtung Willenberg; das Haus lag, von der Kreuzung am Ost- rand der Innenstadt aus gesehen, nach wenigen Metern auf der rechten Seite, und zwar sozusagen in der zweiten Reihe. Auf der Längsseite zur Straße hin war die Fassade zweistöckig, auf der anderen Längsseite einstöckig zum Fußweg „Am Schlossberg“, der schräg aufwärts zur Burg führte.



Auf der Postkarte, die ich Herrn Janke aus Bielefeld verdanke, dominiert das Gebäude den Hang unterhalb der Burg. Architektonisch macht es nicht viel her, wenn man Villen aus der Zeit der Jahrhundertwende zum Vergleichsmaßstab nimmt, sondern zeigt einen eher rustikalen Stil. Das Untergeschoss, das von der Talseite her durch eine Tür unmittelbar zugänglich ist, könnte eine Kleintierpraxis beherbergt haben. Der Giebel in Richtung Stadtmitte ist durch einen vorgelagerten halbrunden Ausbau gegliedert, dem in Höhe des Dachgeschosses ein überdeckter Balkon aufsitzt – ohne

Zweifel mit viel Sonne und freiem Blick nach Südwesten in Richtung Rathaus.

Nachdem das Gebäude 1945 zerstört worden war, steht dort heute ein polnisches Denkmal. Vermutlich soll es einen Ritter des polnisch-litauischen Heeres aus dem Krieg gegen den Deutschen Orden darstellen (Sieg über die Ordensritter in der Schlacht von Tannenberg 1410). –

Dr. Ernst Lipka blieb unverheiratet und, soweit man weiß, ohne Nachkommen. Dennoch muss er auf seine Weise ein familienbewusster Mensch gewesen sein, nahm er doch, nachdem er das Haus in Neidenburg bezogen hatte, seine Mutter dort in ihrem letzten Lebensjahr auf. Weitere Mitglieder des Lipka'schen Haushalts waren auch in den folgenden beiden Jahrzehnten seine Schwestern Emma und Marie Lipka, über die bereits weiter oben berichtet worden ist. Beide waren deutlich älter als ihr Bruder.

Schließlich lebte in Neidenburg auch noch seine älteste Schwester Anna, verheiratete Kottermanski.

Das Hauptarbeitsfeld Dr. Ernst Lipkas dürfte in den Dörfern und Gutshöfen des Kreises Neidenburg gelegen haben. Abgesehen von der oben zitierten Einschätzung sind darüber bisher keine Quellen aufgetaucht. Es ist aber eine hübsche Anekdote erhalten, zu der sich sein Neffe Horst Lipka später bekannte:

Er sei Mitte der 1920er Jahre bei Onkel Ernst in Neidenburg in den Ferien zu Besuch gewesen. Dort sei er vom Telefon fasziniert gewesen und habe auch seine erste Fahrt in einem Personenkraftwagen gemacht, nämlich in dem Opel Laubfrosch des Doktors. Der habe irgendwo auf dem Lande Schweine gegen Rotlauf oder eine ähnliche Infektionskrankheit impfen müssen. Er, der kleine Horst, 7 oder 8 Jahre alt, habe in der offenen Pforte des Schweinekobens gestanden und gespannt zugeschaut, wie den Tieren die Spritze verpasst wurde. Plötzlich sei eine Sau, kaum dass sie losgelassen wurde, ins Freie gestürmt und habe den kleinen Jungen über den Haufen gerannt.

Man kann sich vorstellen, dass das Geschrei groß war, aber auch, dass die Erwachsenen sich das Lachen kaum haben verkneifen können. Jedenfalls ist in der Familie nicht bekannt, dass sich mein Vater je wieder für die Berufspraxis von Tierärzten oder überhaupt für die professionelle Landwirtschaft interessiert hätte. –

Nach gründlicher Durchsicht der Neidenburger Kirchenbücher der Jahre 1935-1944 bin ich überzeugt, dass Ernst Lipka am Jahreswechsel 1944/45 noch lebte. Es spricht also alles für die Vermutung, dass er im Januar 1945 vom Vormarsch der sowjetischen Armee überrascht wurde. Welch furchtbare Zustände in der eroberten Grenzstadt herrschten, hat der russische Augenzeuge Lew Kopelew Jahrzehnte später aufgezeichnet in seinem autobiografischen Buch „Aufbewahren für alle Zeit!“.



Ob die drei Geschwister, Emma, Marie und Ernst, sich in Neidenburg das Leben genommen haben oder ob sie vor Ort oder auf der Flucht umgekommen sind, wird wohl ungeklärt bleiben. Sie waren 65, 63 und 55 Jahre alt.

Nach dem Kriege hat die Familie jedenfalls nie wieder etwas von ihnen gehört.



Fortsetzung der direkten Vorfahrenlinie auf S. 116.

1888: Oskar Becker oo Martha Korsch

Oskar Prange/Becker

Eltern siehe S. 68.

Oskar Emil Richard Prange wurde am 10.05.1862 in Thorn geboren. Er wurde Berufssoldat und später Eisenbahnbeamter. Aus Gründen, die weiter unten erläutert sind, erwirkte er 1904 die Umbenennung in Becker. Er starb am 02.08.1922 in Rathenow.

Aus der „Stader Chronik“ von Heinz und Christel Lipka:

Oskar Becker ist Sohn der Karoline Prange, doch nicht des Gefangenenaufsehers Becker. Sein Vater muss katholisch gewesen sein, weil auch er in diesem Glauben getauft wurde. Erst später wurde er evangelisch.

Seine Mutter und er verließen die Familie Becker. Oskar kam später in ein Waisenhaus und erlernte dort auch das Tischlerhandwerk (oder Sattler?). Danach diente er sieben Jahre beim Militär und verkehrte im Haus seiner Tante Wilhelmine. Nach dem Ausscheiden aus dem Wehrdienst heiratete er seine Cousine Martha. Als Eisenbahnbeamter war er an vielen kleinen Bahnhöfen im Kreise Danzig als Stationsvorsteher und Halter der Postagentur tätig. Zuletzt war er auf dem Bahnhof Rathenow.

Seine Geburtsurkunde ist auf den Namen Prange ausgestellt. Als Erwachsener ließ er sich auf den Namen Becker umschreiben.

Oskars Geburt stand unter keinem guten Stern. Er war das vierte Kind der Caroline Becker geb. Prange – aber Theodor Becker, ihr Ehemann, war nicht der Vater, und er verwehrte sich dagegen, seinen Familiennamen für das Kind herzugeben. So wurde es denn unter dem Mädchennamen der Mutter ins Kirchenbuch eingetragen.

Leiblicher Vater des kleinen Oskar Emil Richard Prange war der Polizei-Sergeant Richard Decomé, dessen Bekenntnis zur Vaterschaft im Kirchenbuch als Nachtrag vermerkt ist und auf den Oskars dritter Vorname zurückgeht. Doch Decomé hat sich später wohl nicht mehr um seinen Sohn gekümmert.

Wann Carolines Ehe endgültig scheiterte und wie alt Oskar war, als der Stiefvater seine Abschiebung ins Waisenhaus durchsetzte, ist nicht überliefert. Selbst über die Fürsorge, die ihm später seine Tante Wilhelmine Korsch angedeihen ließ, berichten außer der Stader Chronik keine Quellen, sodass auch hier keine genauen Daten vorliegen.

Das Hin und Her in seiner Kindheit und die Jahre im Heim haben den kleinen Oskar Prange sicherlich sehr belastet. Als Jugendlicher fand er dank seiner Tante Wilhelmine Korsch Anschluss an deren Familie, wo er sich offenbar wohlfühlte und sich vor allem gut mit seiner zwei Jahre jüngeren Cousine Martha verstand.

Vielleicht war der Eintritt in den militärischen Dienst, etwa um 1880, der Versuch, einen Schlussstrich unter die Vergangenheit zu ziehen und einen Neuanfang zu machen. Nach der Dienstzeit stand ihm der Wechsel in eine Beamtenlaufbahn des einfachen Dienstes offen. Er entschied sich für die Eisenbahn. Von seiner Ausbildung als Tischler oder Sattler machte er also keinen Gebrauch.

Martha Korsch

Eltern siehe S. 73.

Martha Florentine Elisabeth Korsch wurde am 05.04.1864 in Dirschau geboren. Sie war Schneiderin und Hausfrau. Am 20. Juli 1946 starb sie in Rathenow.

Aus der „Stader Chronik“ von Heinz und Christel Lipka:

Martha Korsch war das einzige Kind aus der zweiten Ehe ihres Vaters und erlernte [*wie ihr Vater*] das Schneiderhandwerk. In Danzig lebte sie als selbständige Schneiderin im Hause ihrer Eltern. Sie heiratete ihren Vetter Oskar Becker und hatte 4 Kinder mit ihm, eine Tochter und drei Söhne.

Nach dem Tode ihres Mannes lebte sie mit der Familie ihres Sohnes Fritz zusammen. 1945 erlebt sie noch den Russeneinfall und wurde vorübergehend in ein Massenzentrum getrieben.

Ihren Vetter und späteren Ehemann Oskar Prange hat Martha sicherlich schon vor dessen Militärdienst kennengelernt, denn ihre Mutter Wilhelmine hatte sich ihres Neffen angenommen, als er,

von Vater, Mutter und Ziehvater verstoßen, ins Waisenhaus abgeschoben worden war.

Ehejahre

Als Oskar Emil Richard Prange und Martha Florentine Elisabeth Korsch am 29.12.1888 in Danzig heirateten, da brachte die Braut schon ein Kind von sieben Monaten in die Ehe ein: ihre Tochter Anna.

Sie war am 21. Mai 1888 in Gottswalde bei Danzig auf die Welt gekommen. Wieso Gottswalde? Laut Heiratsurkunde wohnte die Braut in Danzig, Holzgasse 29, allem Anschein nach zusammen mit ihrer verwitweten Mutter Wilhelmine. Musste Martha aufs Land ziehen, um Schwangerschaft und Geburt zu verheimlichen? Zumal der Vater des Kindes ihr Cousin war?

Oskar hat nämlich die kleine Anna erst anlässlich der Heirat als sein leibliches Kind anerkannt. Es stellt sich die Frage, warum es zu einer monatelangen Verzögerung kam, bevor er sich zur Ehe entschließen konnte. Kann es sein, dass er das Kind eines anderen wider besseres Wissen als sein eigenes ausgegeben hat? In diesem Falle könnte die verspätete Heirat und die Übernahme der Vaterschaft auch als ein nobler Schritt verstanden werden, seiner Kusine und ihrem Kind die Ausgrenzung zu ersparen, die er am eigenen Leibe erfahren hatte.

Vielleicht ist die Antwort aber viel nüchterner: Oskar war mittlerweile 28 Jahre alt, und seine siebenjährige Militärdienstzeit könnte gerade jetzt zu Ende gegangen sein. Wenn er seiner Familie eine solide finanzielle Grundlage bieten wollte, dann war dies in dem Moment gesichert, in dem er seinen Dienst als Bahnbeamter antreten konnte. –

Nach der Eheschließung wurden noch drei Kinder geboren. Zum Zeitpunkt der Hochzeit war Oskar als „Bahn-Polizei-Beamter“ in Illowo eingesetzt, einem Grenzbahnhof südlich Soldau, gegenüber dem polnischen Mława. Die nächsten beiden Stationen der jungen Familie lassen sich anhand der Geburtsorte der Söhne nachvollziehen, nämlich 1890 Heinrode <Mieczewo> und 1896 bzw. 1899 Zajonskowo <Zająskowo>. Dass ein Eisenbahner innerhalb relativ kurzer Zeit mehrfach Dienststelle und Dienort wechselte, war damals nichts Ungewöhnliches. Mit dem Wechsel konnte ja auch eine Beförderung einhergehen: 1904, bei der Namensänderung

von „Prange“ in „Becker“, war Oskar „Stationsassistent“, laut Heiratsurkunde seiner Tochter Anna 1909 „Eisenbahnassistent“, zuletzt Eisenbahnsekretär, Dienststelle nunmehr der Bahnhof Rathenow. –



Die Station Heinrode (mit der Dienstwohnung im Obergeschoss) hatte vor allem die 6 km entfernte Kreisstadt Stuhm bedient, bis diese 1883 durch den Bau der Strecke Marienburg – Marienwerder einen ortsnahen eigenen Bahnhof erhielt.

Seither war Heinrode nur noch ein unbedeutender Haltepunkt. Die kleine Gebäudegruppe lag weit draußen in freier Landschaft. Die nächste menschliche Behausung war südlich in 600 m Abstand der Gutshof Heinrode, von dem auch der Name hergeleitet war. Als ich den Haltepunkt im Sommer 2012 in Augenschein nahm, ließ das Gebäude keinen Zweifel an seinem wilhelminischen Ursprung. Übrigens fanden gerade intensive Ausbaurbeiten an der Bahnstrecke Danzig - Marienburg - Mława - Warschau statt, die wohl zur Fußball-Europameisterschaft in jenem Jahr hätten vollendet sein sollen ...

Zajonskowo war im Vergleich mit Heinrode eine richtige Bahnstation. Das Dorf liegt 150 Meter südlich, und es gab außerdem wohl auch einen Gutsbezirk gleichen Namens. Seit 1884 war der Bahnhof aufgewertet durch die Stichbahn zur Kreisstadt Löbau.

Auch dieser Bahnhof hat sich in den vergangenen 100 Jahren wenig verändert. Der Vergleich wird ermöglicht durch eine Postkarte aus dem Jahre 1902. Ein Fotograf aus Osterode bot sich an, derartige Karten mit dem Bild der Bahnstation zu liefern. Gerade um 1900 wurde der Versand von Ansichtskarten zu einem Massenphänomen, und ihr Verkauf hätte dem „Herrn Stationsvorsteher“ ein kleines Nebeneinkommen bieten können.

Gegenüber dem damaligen Bauzustand ist das Hauptgebäude heute aufgestockt, durch einen niedrigen Vorbau erweitert – ansonsten aber noch im Jahre 2012 unschwer wiederzuerkennen!



Der Text auf der Ansichtseite lautet:

Osterode Ostpr. 3.11.02

Werter Herr Becker,

Erlaube mir Ihnen eine Ansichtskarte von Ihrer Residenz zu übermittel[n] die Ihnen hoffentlich zusagt und begrüße Sie
 Hochachtend Joh. Ratzke

[auf dem Kopf:] Vervielfältigung behalte mir vor, wegen Anfertigung von Karten komme persönlich zur Rücksprache.

Der Adressat ist in voller Montur vor der Tenderlokomotive zu sehen, im Hintergrund seine Untergebenen.

Dass unser Vorfahr sich hier – und sicherlich nicht nur hier! – als „Herr Becker“ anreden ließ, war für einen Beamten nicht ganz

ordnungsgemäß. Denn von Amts wegen war er immer noch Oskar Prange, auch wenn er darunter gelitten haben muss, immer wieder an seine außereheliche Geburt erinnert zu werden.

Erst mit Datum vom 20. Januar 1904 wurde seinem Antrag auf Umbenennung stattgegeben. Das Original des Dokuments ist nicht erhalten, aber auf der Beurkundung der Heirat von 1888 ist als Randnotiz der folgende Nachtrag vermerkt:



Danzig, am 5. Februar 1904. Der Regierungs-Präsident zu Marienwerder hat unter dem 20. Januar 1904 [...] genehmigt, dass der Stationsassistent Oskar Prange und seine Deszendenten fortan den Familiennamen „Becker“ zu führen haben.

Somit steht zweifelsfrei fest, dass die gesamte Familie den Namen Becker erst seit diesem Termin mit vollem Recht trug. Ob die Umbenennung nicht eher erfolgen konnte, als Oskars Stiefvater Theodor Becker gestorben und ein Einspruch von seiner Seite ausgeschlossen war, muss offen bleiben.

Die Zuständigkeit der Bezirksregierung von Marienwerder lässt darauf schließen, dass die Familie noch in Zajonskovo oder doch wenigstens in der Region ansässig war. Zwischen 1904 (Umbenennung) und 1909 (Annas Hochzeit) siedelte die Familie, nunmehr unter dem Namen Becker, nach Rathenow über. Über die Beweggründe ist nichts bekannt. Vielleicht ein weiterer Versuch Oskars, die Vergangenheit mit dem Namen Prange hinter sich zu lassen? Oder doch eine attraktive Beförderungsstelle?

Dass die Familie Becker in Rathenow von Anfang an in der Heinrich-von-Rosenbergstraße 5 gewohnt hat, wie in Anna Beckers Heiratsurkunde ausgewiesen, ist anzunehmen. Die Straße mündet von Westen in die Bahnhofstraße, die ihrerseits nur 100 m weiter auf die Bahnlinie stößt. Aller Wahrscheinlichkeit nach lag dort das erste Rathenower Bahnhofsgebäude, damals noch außerhalb der geschlossenen Bebauung, und die Häuser am Beginn der Rosenbergstraße dürften von der Bahn für ihre Bediensteten gebaut worden sein. Als Arbeitsplatz des Eisenbahnsekretärs Oskar Be-

cker kommt aber doch eher das neuere Bahnhofsgebäude 200 m östlich in Frage, dessen wilhelminischer Baustil unverkennbar ist. In Annas Rathenower Zeit fällt wohl die folgende Anekdote, die sie später einmal erzählt hat: Fremde hätten an der Tür geschellt und Brot kaufen wollen, weil sie in der Nachbarschaft auf die Frage „Gibt es hier einen Bäcker?“ an die neu zugezogene Familie verwiesen worden seien. – Dies passt nicht auf ein ländliches Bahnhofsgebäude, wohl aber auf das Bahnhofsviertel einer mittleren Stadt wie Rathenow. Im Rückblick kommt mir der Gedanke, dass es sich auch um den Jux von Nachbarkindern gehandelt haben könnte. –



Das Foto ist vermutlich um 1910 in Rathenow aufgenommen worden – vielleicht gar anlässlich der Hochzeit von Karl Lipka und Anna Becker 1909? Jedenfalls sind Martha und Oskar hier begleitet von Marthas Mutter, Wilhelmine Prange (†1911) und vom jüngsten Sohn Fritz. –

Oskar Becker starb an Leberkrebs am 2. August 1922 in Rathenow, im Alter von 60 Jahren.

Martha überlebte ihn um fast ein Vierteljahrhundert. Sie blieb in Rathenow in der Familie ihres jüngsten Sohnes Fritz. Sie erlebte dort noch die Schrecken des Jahres 1945 und starb am 20. Juli 1946, im Alter von 82 Jahren.

Die Kinder

*Anna Becker, *1888*

Anna Korsch (ab 1889 *Prange*, ab 1904 *Becker*), **unsere Vorfahrin**, wurde am 21. Mai 1888 in Gottswalde (Standesamt Breitfeld) in der Danziger Niederung geboren. – Alles Weitere siehe S. 119.

*Willi Becker, *1890*

Willi Prange (ab 1904 Becker) wurde am 11.03.1890 in Heinrode, Krs. Stuhm, Westpreußen, geboren.

Aus der „Stader Chronik“ von Heinz und Christel Lipka:

Willi lernte das Malerhandwerk in Rathenow. Schon als Kind war er zeichnerisch begabt. Die Kacheln des Ofens waren Malunterlage. Mit dem Zeichenstift hielt er familiäre und landschaftliche Szenen fest. So zum Beispiel seine Großmutter [*Wilhelmine Korsch geb. Prange*] beim Melken der Ziege. Zum Großreinemachen am Wochenende wurde zum allgemeinen Bedauern der anderen Kinder die Malerei abgewaschen. Doch mit dem Wochenbeginn entstanden bald wieder neue Bilder. Nach dem Abschluss seiner Lehre besuchte er die Malerakademie. Doch seine Ölmalerei blieb nur ein Hobby.

Er lebte mit seiner Frau in Rathenow und hatte zwei Söhne. Der jüngere und bereits verheiratete Sohn wurde 1948 auf dem Heimwege völlig grundlos von einem russischen Soldaten erschossen.

Die Hochzeit mit der Buchhalterin Marta Heine (*02.12.1891 Elberfeld) fand am 2. Juli 1914 in Berlin-Wilmersdorf statt.

Es ist anzunehmen, dass Willi Becker im Ersten Weltkrieg Soldat war.

Er starb am 22.05.1966 in Rathenow am Herzschlag, im Alter von 76 Jahren

Was über diesen kurzen Abriss hinaus über die Familie zu berichten ist, insbesondere auch über den Tod des jüngeren Sohnes (wohl nicht 1948, sondern 1952), fällt unter die eingangs erwähnte Faustregel zum Datenschutz und müsste deshalb einer gesonderten Darstellung vorbehalten bleiben.

Bruno Becker, *1896

Bruno Prange (ab 1904 Becker), der mittlere der drei Brüder, wurde am 11. August 1896 in Zajonskowo geboren.

Aus der Stader Chronik:

Bruno starb 14-jährig an einem Herzklappenfehler.

Bruno muss also ein kränkliches Kind gewesen sein, möglicherweise auf Grund einer genetischen Unregelmäßigkeit. Inwiefern das auf die nahe Blutsverwandtschaft der Eltern zurückging, darüber kann nur spekuliert werden.

Er starb am 23. März 1910 in Rathenow, im Alter von 13 Jahren.

Fritz Becker, *1899

Fritz Emil Prange (ab 1904 Becker) wurde ebenfalls in Zajonskowo geboren, und zwar am 16. September 1899.

Aus der Stader Chronik:

Fritz ist Optiker und lebt mit seiner Frau und seiner Tochter in Rathenow.

Rathenow hatte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem wichtigen Standort der optischen Industrie entwickelt. Bei welcher der kleinen bis mittelständischen Firmen Fritz in der Zwischenkriegszeit beschäftigt war, ist nicht überliefert. Dass er selbst einen Betrieb geführt hätte, ist recht unwahrscheinlich, denn das wäre sicherlich in der Stader Chronik erwähnt worden. Nach 1945 setzte die Verstaatlichung ein, erst bei den größeren Betrieben, 1958 auch bei den kleinen. –

Ob Fritz noch im Ersten Weltkrieg als Soldat eingezogen wurde, ist nicht bekannt.

Am 24. September 1927 heiratete er in Rathenow die Buchhalterin *Johanna Salomea Margarete* („Grete“) *Farin* (*24.06.1900 in

Colmar - im Elsass oder in Westpreußen?). Das Paar hatte eine Tochter namens *Ruth*.

Grete Becker soll 1983 gestorben sein; zu diesem Zeitpunkt habe ihr Ehemann noch gelebt.



Die vier Kinder
der Familie
Prange/Becker:
Anna (*1888),
Willi (*1890),
Bruno (*1896),
Fritz (*1899).
Aufnahme um
1902 („Atelier
Ed. Altmann in
Deutsch-
Eylau“).



Fortsetzung der direkten Vorfahrenlinie auf S. 116.

1909: Karl Lipka oo Anna Becker

Karl Lipka

Eltern siehe S. 83.

Carl Friedrich Lipka (so die Geburtsurkunde) wurde am 9. Januar 1877 in Soldau als viertes von acht Kindern geboren. Er wurde Berufssoldat und später Justizbeamter. Am 19. September 1935 starb er in Elbing.

Als seine Witwe Anna Lipka nach der Währungsreform beim Oberlandesgericht Hamm eine Neuberechnung ihrer Versorgungsbezüge beantragte, legte sie dem Brief vom 01.09.1949 den folgenden Lebenslauf ihres verstorbenen Mannes bei, der in einer Abschrift ihres Sohnes Horst erhalten ist.

Mein Ehemann Karl Lipka, Sohn des Oberbriefträgers Martin Lipka, wurde am 9. Januar 1877 in Soldau Krs. Neidenburg geboren.

Nach seiner Schulzeit arbeitete er als Schreibhilfe bei einem Gerichtsvollzieher. Oktober 1895 ging er freiwillig zur Unteroffizier-Schule nach Weißenfels und zwei Jahre später zu einem Infanterie-Regiment nach Goldap.

Nach beendeter 12 jähriger Dienstzeit wurde er November 1907 zur Ausbildung zum Gerichtsvollzieher an das Amtsgericht Dt. Eylau einberufen und bestand 1908 die Gerichtsvollzieher-Prüfung.

Es folgten Vertretungen in mehreren Städten und Juli 1909 kam er als ständiger Gerichtsvollzieher kr. Auftr. [*kraft Auftrags?*] nach Danzig.

Hier heirateten wir am 2. Oktober 1909.

Am 1. Juni 1911 erfolgte die Anstellung zum Gerichtsvollzieher mit gleichzeitiger Versetzung nach Christburg. Am 1. Januar 1914 wurde er nach Elbing versetzt und nahm von Juli 1914 bis November 1918 am Weltkrieg teil. Danach übernahm er wieder seinen Dienst als Gerichtsvollzieher in Elbing.

Wegen Krankheit wurde er 1934 als Justizwachtmeister in den inneren Dienst beim Landgericht Elbing übernommen.

Am 19. September 1935 ist er an einem Krebsleiden gestorben.

Bezüglich des Heiratsortes muss ein Irrtum vorliegen: Laut Heiratsurkunde hat die Eheschließung auf dem Standesamt in Rathenow stattgefunden. Immerhin könnte in Danzig die kirchliche Heirat nachgeholt worden sein. –

Heinz und Christel Lipka beschrieben in der Stader Chronik ihren Vater bzw. Schwiegervater so:

Karl Lipka wurde als viertes von acht Kindern geboren. Nach dem Schulbesuch und anschließender Tätigkeit als Schreiber bei einem Gerichtsvollzieher kam er sehr jung zum Militär. Er begann in der Unteroffiziers-Vorschule in Weißenfels in Sachsen und verpflichtete sich als Berufssoldat für eine zwölfjährige Dienstzeit. Er war trotz seiner kleinen Statur ein erfolgreicher Turner. Er wurde etatsmäßiger Feldwebel und später während des ersten Weltkrieges (1914-1918) Offiziers-Stellvertreter. In dieser Eigenschaft wurde er auch während des Krieges in Rumänien zum Schutz der als Dichterin Carmen Sylvia bekannten Königin Elisabeth von Rumänien (1843-1916) eingesetzt. Als sein Regiment nannte er immer das Infanterie-Regiment 59 in Deutsch-Eylau.

Nach Beendigung seiner Militärzeit und der Ausbildung als Militäranwärter zum Gerichtsvollzieher wurde er dienstlich in Danzig, Christburg und Elbing eingesetzt.

Beruflich hat er sich in dieser Tätigkeit nie wohl gefühlt. Die Folgen der kritischen wirtschaftlichen Verhältnisse mit Inflation und Nachkriegszeit stellten Forderungen an ihn, die seinem Wesen widersprachen.

Er schätzte einen langen Schlaf am Morgen, Tabakgenuss, Bücher und trank gerne ein Glas Bier. Rauchte er grundsätzlich auch Zigarren, so war sein besonderer Stolz eine Nussbaumpfeife, die fast seine eigene Größe hatte. Zu seiner bevorzugten Lektüre gehörte die Weltgeschichte, ergänzt durch das 20-bändige Lexikon. Er hat immer große Freude an der Musik und besonders am Gesang und an Blumen gehabt. Bedingt durch die Mietwohnung im ersten Stock des Hauses Traubenstraße 3 in Elbing waren es zunächst nur Zimmerpflanzen und in den Sommermonaten die Blumen in

den Balkonkästen. Später übernahm er für einige Zeit einen Teil des schmalen Hausvorgartens und pflegte ihn.

Sein harter Lebensweg – mit früher Trennung vom Elternhaus, harter Ausbildung beim Militär und einem unbefriedigenden Beruf – formten aus ihm einen stillen verschlossenen Menschen. So gab es auch wenig Kontakt zu seiner Verwandtschaft. Seine Frau hat ihre Schwiegereltern nicht gekannt. Vereinzelte Besuche seines Bruders Otto mit dessen lebenslustiger Frau reichten zu einer verwandtschaftlichen Erwärmung nicht aus.

Trotzdem bleibt der Eindruck, dass er ein in sich abgerundetes Leben empfand, wenn man ihn vertieft in der Lektüre der Weltgeschichte zufrieden seine Pfeife schmauchend sah.

Er starb 58-jährig nach einer Operation an Magenkrebs.

Figur: Klein, zierlich, blondes glattes Haar, graue Augen, Schnurrbart.

Spurensuche

Das Wenige, was über Karl Lipkas frühe Jahre bekannt ist, wirft einige Fragen auf.

Die Familie zog zwischen 1885 und 1889, also während seiner Schulzeit, von Soldau in die Kreisstadt Neidenburg um. Der Gerichtsvollzieher, bei dem er nach der Entlassung aus der Schule (1891?) den Job als „Schreibhilfe“ annahm, war wohl dem örtlichen Amtsgericht zugeordnet. Immerhin scheint Karl dort 4 Jahre angestellt gewesen zu sein, bis er im Alter von 18 Jahren als Freiwilliger in die Weißenfelser Kadettenschule eintrat – weit weg von Neidenburg, überdies nicht einmal in Preußen, sondern in Sachsen!

Deutet das auf eine Entzweiung mit der Familie hin? Oder kam er mit seinem Arbeitgeber nicht zurecht? War es möglicherweise auch eine Flucht vor einer unbefriedigenden, ungeliebten beruflichen Perspektive? Aber warum dann später die bewusste Rückkehr zu genau diesem Tätigkeitsfeld?

Es kann natürlich auch sein, dass sein Vater, der als junger Mann dem Militärdienst den Ausweg aus der Enge des hintersten Masuren zu verdanken hatte, ihm zur Laufbahn als Berufssoldat riet. Immerhin stellte die Kadettenschule ein Bildungsangebot über die Volksschule hinaus dar, auch wenn uns dieser Gedanke heute auf den ersten Blick merkwürdig vorkommt. Man darf dabei nicht

vergessen, dass die Ausbildung an der Kadettenanstalt – anders als anderthalb Jahrzehnte später das Studium der Geschwister Emilie und Ernst – die Familie nicht finanziell belastete. Hatte Karls spätere Abwendung von Elternhaus und Geschwistern womöglich auch damit zu tun, dass er sich gegenüber den jüngsten Geschwistern zurückgesetzt fühlte? Oder war er einfach nur dem Beispiel seines älteren Bruders Otto gefolgt, der ebenfalls Berufssoldat geworden war?

Auf dem Familienfoto um 1900 (S. 89) treten beide als aktive Soldaten in Uniform auf. Karl reckt unbewusst das Kinn, vielleicht um ein wenig von der Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, die seinem stattlichen Bruder Otto in der Mitte wie selbstverständlich zuteil wird.

Wie dem auch sei, es bleibt das Bild eines eher introvertierten Menschen, der möglicherweise darunter litt, dass sein Werdegang seinen intellektuellen und musischen Möglichkeiten nicht gerecht geworden war.

Selbst die Fotos, die von Karl Lipka erhalten sind, sind schnell aufgezählt: das Familienbild von etwa 1900, das Hochzeitsfoto von 1909, ein Foto der eigenen Familie um 1925 und schließlich eine Aufnahme, die ihn und seine Frau Anna auf dem Balkon des Hauses HansasträÙe 3 zeigt, vermutlich um 1930.

Anna Korsch/Prange/Becker

Eltern siehe S. 106.

Anna Wilhelmine Korsch wurde am 21. Mai 1888 in Gottswalde (Standesamt Breitfelde) in der Danziger Niederung geboren. 1889 erhielt sie den Familiennamen Prange, 1904 den Namen Becker. Sie hatte keine Berufsausbildung, war aber eine vielseitige Hausfrau. Sie starb am 7. Februar 1968 in Warendorf.

Der Bericht über meine Großmutter muss mit ihrer verwickelten Namensgeschichte beginnen, die schon mit ihrer Geburtsurkunde beginnt:

Breitfelde, am 27sten Mai 1888

Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien heute, der Persönlichkeit nach bekannt, die Schuhmacherfrau Louise Statskowski geborene Korsch, wohnhaft zu Gottswalde, [...] und zeigte an, daß von der unverehlichten Schneiderin

Martha Korsch, evangelischer Religion, wohnhaft in Danzig (Holzgasse Nro. 18/19), zu Gottswalde in der Wohnung der Anzeigenden am ein und zwanzigsten Mai des Jahres tausend acht hundert achtzig und acht Vormittags um elf Uhr ein Kind weiblichen Geschlechts geboren worden sei, welches die Vornamen Anna Wilhelmine erhalten habe. Die Frau Statskowski erklärt, bei der Niederkunft der unverehlichten Korsch zugegen gewesen zu sein.

Gottswalde ist ein kleines Dorf etwa 20 km östlich von Danzig in der Niederung; heute führt die polnische Nationalstraße Richtung Elbing hindurch. Wer nicht zu schnell fährt, erblickt rechts an der Straße in einer Baumgruppe ein schönes Vorlaubenhäus, das aber wohl mit unserer Familiengeschichte nichts zu tun hat.

Das obige Geburtsdokument hat gut sieben Monate später den folgenden Randvermerk erhalten, der auf den 03.01.1889 datiert ist:

Auf Grund des zu den Sammelacten gebrachten Auszuges aus Nro. 984 des Heiratsregisters des Standesamts Danzig pro 1888 wird hiermit vermerkt, daß der Bahnpolizeibeamte Oskar Emil Richard Prange am 29sten Dezember 1888 mit der unverehlichten Schneiderinn Martha Florentine Elisabeth Korsch die Ehe geschlossen und in dem Eheschließungsacte das nebenseitig bezeichnete von der p. Korsch am 21sten Mai 1888 geborene Kind weiblichen Geschlechts als von ihm erzeugt anerkannt hat.

Dies deckt sich mit der Heiratsbeurkundung der Eltern Oskar Prange und Martha Korsch vom 29.12.1888. Dort heißt es:

Gleichzeitig erklärt der Eheschließende zu 1 [*Oskar Prange*], dass er der Erzeuger des von seiner jetzigen Ehefrau am 21. Mai 1888 zu Gottswalde geborenen und zu Breitfelde unter Nr. 37 beurkundeten Kindes „Anna Wilhelmine“ sei.

Kurz zusammengefasst: Die kleine Anna Korsch wurde als uneheliches Kind geboren. Erst 7 Monate später, im Nachgang zur Heirat ihrer Eltern am 29. Dezember 1888, wurde sie von dem Bräutigam als seine Tochter anerkannt und erhielt dadurch den Nachnamen Prange.

Ihr Vater ließ sich aber lieber nach seinem Stiefvater „Becker“ nennen, und Anfang 1904 erwirkte er für sich und seine Familie die offizielle Namensänderung. Also hieß auch seine 15-jährige Tochter seitdem Anna Becker.

In der Familie ist überliefert, dass Anna Becker ihre voreheliche Geburt, 7 Monate vor der Eheschließung der Eltern, immer als einen Makel empfunden hat und deshalb das Thema scheute, einschließlich der verwickelten Namensabfolge. Also wurde nicht darüber geredet, und uns Enkelkindern blieb diese wunde Stelle verborgen. –

Aus der Stader Chronik von Heinz und Christel Lipka stammt das folgende Porträt ihrer Mutter bzw. Schwiegermutter:

Anna Becker verlebte ihre Kinderzeit auf dem Lande, weil ihr Vater oft von einem Dorfbahnhof zum anderen versetzt wurde.

Als junges Mädchen bearbeitete sie die Postagentur, die ihrem Vater unterstellt war, und erhielt dafür ein goldenes 20-Mark-Stück als Monatsgehalt.

Bei Kriegsende floh sie zu ihrer Mutter nach Rathenow. Ihre beiden Schwiegertöchter Christel Lipka geb. Janzen und Käthe Lipka geb. Kortenbreer holten sie später aus der sowjetischen Zone schwarz über die Grenze.

Seit 1948 lebte sie in der Familie ihres Sohnes Horst. Hier beteiligte sie sich mit 60 Jahren noch einmal an Kindererziehung und einem großen Haushalt. Gründlich und gewissenhaft unterzog sie sich jeder Arbeit.

Figur: klein, schwarze Haare, graue Augen.

In jungen Jahren wurde sie als einzige Tochter von ihren Eltern oft zur Beaufsichtigung ihrer Brüder und zur Mithilfe im Haushalt herangezogen.

Gelegentlich erzählte meine Großmutter auch aus ihrer Schulzeit in Löbau. Dort bestand seit 1874 ein Königlich preußisches evangelisches Lehrerseminar mit angeschlossener Präparandie. In der „Präparande“, wie sie umgangssprachlich wohl auch hieß, wurden 14- bis 17-Jährige Jugendliche nach Abschluss der Volksschule 3 Jahre lang auf den Besuch des ebenfalls 3-jährigen Lehrerseminars vorbereitet, um Volksschullehrer zu werden. In Löbau wurden übrigens nur evangelische Anwärter ausgebildet, obwohl in der örtlichen Bevölkerung eine katholische, polnisch sprechende Mehrheit bestand.

Der praktischen Ausbildung der angehenden Lehrer diente die Seminar-Übungsschule, zwar nur eine Volksschule, aber doch

eine, die aus ihrer besonderen Situation wohl ein vergleichsweise anspruchsvolles Bildungsprofil entwickeln konnte.

Annas Schulzeit fällt wahrscheinlich in die Jahre 1895-1903. Die Familie Prange-Becker wohnte damals in Zajonskowo, wo der Vater den kleinen Bahnknotenpunkt unter sich hatte und wo 1896 und 1899 ihre Brüder Bruno und Willi geboren wurden. Die Kreisstadt Löbau war vom Bahnhof Zajonskowo dank einer Stichbahn bequem erreichbar. Dass das Dorf keine eigene Schule gehabt hätte, scheint mir unwahrscheinlich. Aber die Dorfschule war sicherlich eine katholische Konfessionsschule mit überwiegend polnisch sprechender Schülerschaft, und so mag die evangelische Stadtschule in Löbau aus Sicht der Eltern Becker den Vorzug bekommen haben, zumal wenn sie als Seminar-Übungsschule einen guten Ruf hatte.



Das Klassenfoto stammt ganz gewiss aus Löbau, etwa um das Jahr 1896 herum: Der Herr Lehrer (oder gar Direktor?) im Zentrum, neben ihm sitzend die Mädchen, dahinter stehend die Jungen der Klasse, im Hintergrund die Herren Präparanden und Seminaristen. Ist Anna Prange genannt Becker das zweite Mädchen von links in der zweiten Reihe? Es wäre die früheste Aufnahme von ihr.



Sie war nicht nur ein hübsches Mädchen (hier ein Ausschnitt aus dem Foto auf S. 115: Anna um 1902), sie muss auch eine sehr begabte Schülerin gewesen sein. Ihre Handschrift war eine wunderschön gleichmäßige „deutsche Schrift“; und ihr Sohn Horst Lipka, selber Lehrer, legte die Hand dafür ins Feuer, dass sie absolut fehlerfrei schrieb. Spätestens hier mag die Überlegung aufkommen, Anna Prange könne selbst die Prä-

parandie als Auszubildende besucht haben. Dagegen spricht, dass bei ihren Erinnerungen an Löbau gelegentlich der Begriff „der Herr Kandidat“ fiel. Daraus ist zweierlei zu schließen – erstens, dass sie selbst eben doch nicht ein „Fräulein Kandidatin“ gewesen ist, und zweitens, dass die Löbauer Präparandie nur männliche Anwärter aufnahm. Das wiederum deckt sich mit der Faustregel, dass die höheren Bildungsanstalten der wilhelminischen Zeit die Koedukation bis auf wenige Ausnahmen vermieden, und dass überdies an kleinen Standorten wie Löbau eine zweite Anstalt mit weiblichen Zöglingen keinen Platz hätte finden können.

Gegen die Vermutung spricht auch, dass ihr Vater sie zur Führung der Poststelle herangezogen hat; das passt nicht zu der Vorstellung, die Eltern hätten für ihre Tochter weiterführende Bildungswege über die Volksschule hinaus angestrebt.

Zwischen 1904 und 1909 siedelte die Familie, nunmehr unter dem Namen Becker, nach Rathenow über. Von den Kindern kehrte nur Anna nach Westpreußen zurück.

Ehejahre



Das Doppelporträt von Anna und Karl Lipka ist höchstwahrscheinlich anlässlich ihrer Hochzeit entstanden. Karls Schnurrbart hat Kaiser Wilhelm II. zum modischen Vorbild („Es ist erreicht!“). Anna ist mit Recht stolz auf ihr schönes Haar.

Die Heiratsurkunde lautet:

Der Gerichtsvollzieher Karl Friedrich Lipka, evangelisch, wohnhaft in Danzig, Kletterhagergasse 9, geboren am 9. Januar 1877 in Soldau, Kreis Neidenburg, und die Anna Wilhelmine Becker, ohne Beruf, evangelisch, wohnhaft in Rathenow, Rosenbergstraße 5, geboren am 21. Mai 1888 in Gottswalde, Kreis Danziger Niederung, haben am 2. Oktober 1909 vor dem Standesamt Rathenow die Ehe geschlossen.

Vater des Mannes: Oberbriefträger außer Diensten Martin Lipka, wohnhaft in Graudenz, Mutter des Mannes: Marie geborene Dobrowotzki, wohnhaft in Graudenz.

Vater der Frau: Eisenbahnassistent Oskar Emil Richard Becker, wohnhaft in Rathenow, Mutter der Frau: Martha Florentine Elisabeth geborene Korsch, wohnhaft in Rathenow.

Bei der Danziger Adresse hat sich in dem Dokument ein kleiner Irrtum eingeschlichen: Die richtige Schreibweise ist „Ketterhagergasse“. Sie liegt nur drei Minuten südlich der berühmten Langgasse.

Wo und wie sich die beiden kennengelernt haben, ist nicht überliefert. Die Braut hatte, wie damals fast selbstverständlich, bei ihren Eltern in Rathenow gewohnt, während der Bräutigam in Danzig anscheinend eine eigene Wohnung gemietet hatte. Dazwischen liegen 500 km. Mir erscheint es plausibler, dass Anna Verwandte im Raum Danzig besucht haben könnte (etwa das Ehepaar Statzkowski in Gottswalde, bei denen ihre Mutter sie geboren hatte?), als dass es Karl nach Rathenow verschlagen hätte.

Vielleicht waren die beiden sich aber auch in Deutsch Eylau begegnet. Denn dem dortigen Amtsgericht war Karl von 1907 bis 1908, wie oben erwähnt, zur Ausbildung zugewiesen. Die Stadt nahm dank ihrer guten Verkehrslage um 1900 einen kräftigen Aufschwung, und von Zajonskowo aus gesehen war sie nur eine kurze Bahnreise entfernt. Eine gelegentliche Einkaufstour wäre also durchaus vorstellbar, zumal die Familien der Bahnbediensteten freie Fahrt hatten. Übrigens wurde auch das Foto der vier Geschwister (S. 115) in einem Atelier in Deutsch-Eylau aufgenommen.

Angenommen, die beiden hätten sich tatsächlich in diesem Zeitrahmen kennengelernt, dann wären die Beckers erst kurz vor 1909 nach Rathenow gezogen. –

Karl war 11 Jahre älter als seine Braut und schon über die 30 hinaus. Vielleicht gab ihm erst die Bestallung als Gerichtsvollzieher die finanzielle Sicherheit zur Familiengründung. Anna war im Vorjahr 21 geworden, also volljährig, obwohl das vor dem Hintergrund der patriarchalischen Familienstrukturen im wilhelminischen Deutschland nicht viel über ihre Unabhängigkeit als junge Frau besagen will.

Als Adresse führte das frisch verheiratete Paar die damalige und noch heutige Danziger Vorzeigestraße: Langgasse 11 <Długa>, wie die Geburtsurkunde des ältesten Sohnes Herbert 1910 belegt.

Sein Bruder Heinz wurde ein Jahr später, also 1911, in Christburg geboren.

Dass die Braut ihre Schwiegereltern nie kennengelernt hat, klingt zunächst unglaubwürdig. Da aber das junge Paar 1911 schon in Christburg wohnte, wohingegen Martin Lipka mit seiner Familie nicht vor 1912 nach Danzig zog, und weil überhaupt sein Sohn Karl, wie weiter oben erwähnt, zu Eltern und Geschwistern auf Distanz hielt, mag es wohl so gewesen sein.

Im Elbinger Adressbuch von 1914 wurde Karl Lipka bereits als Gerichtsvollzieher am dortigen Königlichen Amtsgericht aufgeführt. Drei Jahre später kam Horst als Nachkömmling zur Welt,



sozusagen als Erinnerung an einen Heimaturlaub seines an der Südostfront eingesetzten Vaters im September 1916.

In Elbing hatte die junge Familie eine Wohnung in einem Mehrfamilienhaus in der Traubenstraße 3 <Winna> gemietet, nur wenige Schritte entfernt von Karls Dienststelle, dem Elbinger Amtsgericht.

Die Wohnung befand sich im ersten Obergeschoss, und vor dem Wohnzimmer lag ein Balkon mit dem Blick nach Süden über die Straße in einen kleinen Stadtpark, den Casinogarten.

Das Foto zeigt Karl und Anna auf ihrem Balkon. Die Uniform weist nicht etwa auf Kriegszeiten hin, sondern ist die Dienstkleidung des Justizvollzugsbeamten. Wer die Frau auf dem Erdgeschossbalkon ist, wird sich wohl nicht mehr rekonstruieren lassen. Vielleicht Frau Kriegel?

Lage, Architektur und Mieterschaft gaben dem Hause, das vermutlich um 1900 erbaut wurde, einen bürgerlichen Charakter. Schon im Adressbuch 1912 ist als Mieter „Staebe, Erich, Oberpolizeiinsp.“ verzeichnet; den Familiennamen habe ich selbst noch nennen hören.

Als Besitzerin des Hauses ist für 1934 Margarete John angegeben, die im Nachbarhause wohnte. In meinen Kindertagen wurde Frau John nicht nur im Gespräch erwähnt, sondern ich muss ihr auch persönlich begegnet sein, weil mein Vater Horst Lipka mich einmal in den späten 1950er Jahren zu einem Besuch in Hamm bei Frau John und ihrem Sohn, einem Juristen, mitgenommen hat. Aber an Einzelheiten kann ich mich nicht erinnern. –

Der untere Abschnitt der Traubenstraße wurde später umbenannt in HansasträÙe <Powstañców Warszawskich, „Warschauer Aufstand“>. Die HansasträÙe erscheint erstmalig bereits im Elbinger Adressbuch von 1912, aber noch 1934 ist als Adresse für „Lipka, Karl, Justizwachtmeister“ die Traubenstraße 3 angegeben. Die Zuordnung des Gebäudes zur HansasträÙe scheint wohl noch lange in der Schwebe gewesen zu sein.

Heute ist der vordere Teilabschnitt der Trauben- bzw. HansasträÙe überlagert durch die vierspurige Aleja Armii Krajowej. –



Das winterliche Foto („Kasino von unserem Balkon aus gesehen“) mit dem handschriftlichen Geburtstagsgruß von Heinz Lipka scheint aus den 1930er Jahren zu stammen.

Wem mag es zugebracht gewesen sein? – Herbert, Horst und Mutter Anna hatten im Sommer Geburtstag, also dürfte Vater Karl das Geburtstagskind gewesen sein (9. Januar). Dann wäre das Foto noch zu dessen Lebzeiten entstanden. Vielleicht eines von Heinz Lipkas ersten Fotos mit eigener Kamera.

Die verschneite Bodenerhebung hinter den Nadelbäumen ist der Schneckenberg, der noch heute im „Park Planty“ den Blick auf sich zieht. –



Das Foto zeigt die Familie Lipka um 1925: Im Vordergrund die Söhne Heinz, Horst und Herbert, im Hintergrund Mutter Anna (Mitte), rechts Vater Karl. Wer die anderen beiden Frauen sind, ist nicht bekannt. –

Als Justizvollzugsbeamter brachte Karl Lipka es bis zum Obergerichtsvollzieher und Justizwachtmeister.

Er starb am 19. September 1935 im Alter von 58 Jahren an Magenkrebs. Beigesetzt wurde er auf dem Annen-Friedhof in Elbing.

Meine Großmutter Anna Lipka und mein Vater Horst Lipka haben uns Kindern gegenüber nie viel über unseren früh verstorbenen Großvater gesprochen. Immerhin sind mir zwei Dinge im Gedächtnis haften geblieben.

Karl Lipka sei todunglücklich gewesen, wenn er in den Notzeiten nach dem Ersten Weltkrieg und wieder in der Weltwirtschaftskrise den armen Fischern auf der Nehrung die einzige Kuh aus dem Stall habe pfänden müssen.

Und er habe in den letzten Minuten vor seinem Tode innerlich wohl Musik gehört: „Preziosa“ sei sein letztes Wort gewesen – diese Oper von Carl Maria von Weber habe er immer als seine Lieblingsmusik bezeichnet.

Anna Lipkas Witwenjahre bis 1948

Das Porträtfoto von Anna Lipka ist wohl noch auf die Mitte der 1920er Jahre zu datieren. –

Nach dem Tod ihres Mannes behielt sie die Wohnung bei, in der sie nun schon über 20 Jahre gelebt hatte. Die älteren Söhne hatten mittlerweile das Elternhaus verlassen, nur Horst, der Jüngste, ging noch zur Schule. Er besuchte die nahegelegene Heinrich-von-Plauen-Schule, deren Gebäude heute Sitz der Elbinger Stadtverwaltung ist.

In den chaotischen Januartagen 1945 bekam Horst

Lipka unvermutet noch einmal Heimaturlaub, und angesichts der russischen Vorstöße setzte er alles daran, seine Mutter zur Flucht zu überreden und sie auch noch in einem der letzten durchgekommenen Flüchtlingszüge unterzubringen. Das genaue Datum ist



durch die Abmeldebescheinigung der Stadtverwaltung vom 21. Januar dokumentiert. Wenige Tage später war Elbing in Schutt und Asche gelegt.

Rathenow

Anna Lipka wendete sich nach Rathenow und wurde laut Anmeldebestätigung vom 26. 1. als Evakuierte in der Schützenstraße 20 einquartiert. Dies Dokument ist etwas verwirrend, denn als Wohnungsinhaberin wird ihre Schwägerin Marta Becker (Ehefrau von Annas Bruder Willi Becker) genannt, wohingegen für die Untervermietung Ruth Becker unterzeichnet hat (Tochter von Annas Bruder Fritz und seiner Ehefrau Grete). Solange nichts Gegenteiliges bekannt wird, darf vermutet werden, dass beide Familien einschließlich der Mutter Martha Becker im selben Hause wohnten. – Die niedrigen Hausnummern der Schützenstraße, heute Puschkinstraße, liegen auf halbem Wege zwischen der Altstadt und dem Bahnhof; die Rückfront der Gebäudezeile blickt nach Westen auf einen Park hinaus. Einem Stadtplan aus den 1920er Jahren ist zu entnehmen, dass dieser Park schon damals bestand und von einem Bach durchflossen wurde, der den Wolzensee in Richtung Havel entwässerte. Es muss also eine gehobene Wohnlage gewesen sein, wie auch das im Internet gefundene Foto einer zu renovierenden Fassade noch heute erkennen lässt. –

In Rathenow erlebte Anna Lipka den Einmarsch der Roten Armee und die Errichtung der sowjetischen Besatzungszone. Zu der Wohnungsnot und den unzureichenden Lebensverhältnissen der Nachkriegszeit trat mehr und mehr auch die politische Unsicherheit.

Währenddessen hatte die Familie ihres Sohnes Heinz in Stade an der Unterelbe wieder zusammengefunden, und die anderen beiden Schwiegertöchter waren in Westfalen abgeblieben. Bei der gegenseitigen Suche hatte es sich als Vorteil erwiesen, dass die ersten Überlebensmeldungen an eine unverändert gebliebene Adresse versendet werden konnten, nämlich an Milte, Hörste 6, den elterlichen Bauernhof Kortenbreer der Schwiegertochter Käthe Lipka.

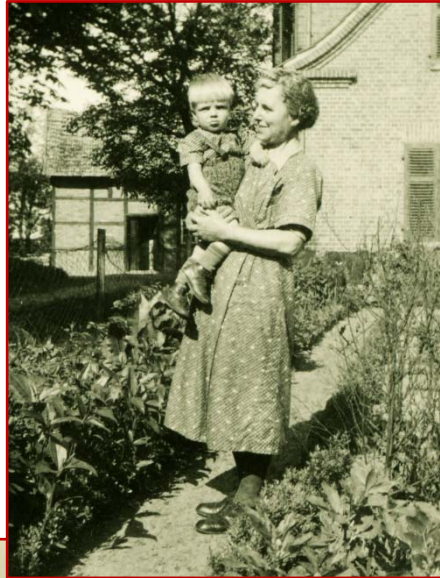
Bald kamen erste Überlegungen in Gang, ob nicht auch die Mutter in Westdeutschland besser aufgehoben wäre.

Nach dem Verlust ihrer westpreußischen Heimat war sie anfangs wenig geneigt, noch ein weiteres Mal in die Fremde zu ziehen.

Den Ausschlag gab wohl das Drängen ihres Sohnes Horst, über dessen Schicksal (russische Kriegsgefangenschaft) seit dem Frühjahr 1946 Klarheit bestand. Er riet ihr aus der Ferne, zu seiner Frau Käthe und seinem kleinen Sohn Martin zu ziehen, zumal sich dort eine für damalige Verhältnisse zufriedenstellende Lösung der Wohnungsfrage anbahnte.

Einen

In den Osterferien 1948 holten die beiden Schwiegertöchter Christel und Käthe ihre Schwiegermutter in einer abenteuerlichen Aktion, einschließlich eines nächtlichen illegalen Grenzübertritts auf Schleichwegen, über die Zonengrenze in den Westen. Dort zog sie zu Käthe, die Lehrerin in dem Dorf Einen bei Warendorf war, und wartete wie ihre Schwiegertochter sehnsüchtig auf Horsts Heimkehr.



Ich, der oben erwähnte Enkel Martin, bin unter ihrer Obhut groß geworden – ja, im Rückblick ist sie eigentlich immer vorhanden gewesen. Bei diesem ersten Fototermin mit meiner Oma (Einen 1948) weiß ich allerdings noch nicht, wie sehr sie mir in Zukunft zugetan sein wird. –

Anna Lipka bezog das Dachkammerchen, aus dem zwei Fenster hinab in den Garten blickten. Die bescheidene, aber ange-

sichts der Nachkriegsnot doch gern angenommene Lehrerwohnung in Einen bildete mit der alten Dorfschule einen Winkel, sozusagen im Schatten der uralten Dorfkirche. Wenn dem katholischen Pastor im sonntäglichen Hochamt das cholerische Temperament durchging und er den Bauern die Leviten las, dann hallte sein Poltern von der



Kirche herüber. Aber Anna Lipka als Protestantin brauchte sich davon ja nicht betroffen zu fühlen.

An der Stelle von Haus und Garten befindet sich heute ein kleiner Dorfplatz. –

Aus Berichten meiner Mutter weiß ich, dass die Währungsreform im Juni 1948 meine Großmutter zu bitteren Tränen veranlasst hat. Sie befürchtete nämlich, dass von ihrer schmalen Witwenrente nach der Abwertung gar nichts mehr übrig bleiben würde. Es stellte sich dann aber heraus, dass Altersbezüge wie Löhne im Verhältnis 1 zu 1 umgestellt wurden. So war zwar auch nachher ihr Einkommen karg, aber sie hat es immer wieder verstanden, von dem Wenigen noch zu sparen und ihren Kindern und Enkeln ein Geschenk oder einen kleinen Zuschuss zukommen zu lassen.

An dieser Stelle erreicht die Internet-Ausgabe des Ahnenbuches der Familie Lipka ihren Abschluss. Die 20 Lebensjahre, die meiner Großmutter ab 1948 noch verblieben, sind eng verwoben mit den Familien ihrer drei Söhne. Ich bitte um Verständnis dafür, dass ich mich verpflichtet fühle, die Privatsphäre der Betroffenen zu schützen und mich deshalb auf die nüchternen Lebensdaten der folgenden Generation beschränke.

Die Kinder

Karl und Anna Lipka hatten drei Söhne:

Herbert Oskar Karl Lipka, *21.08.1910 in Danzig, †04.03.1945 in Kopenhagen. – Heirat 1943 mit Betty Ortmann. – Kind: Jörg (*1944).

Heinz Fritz Lipka, *27.12.1911 in Christburg, †12.03.2003 in Stade. – Heirat 1937 mit Christel Janzen. – Kinder: Wolfgang (*1938), Dietmar (*1939) und Roswitha, genannt Röschen (*1943).

Horst Willi Lipka, *22.06.1917 in Elbing, †24.02.1996 in Warendorf. – Heirat 1942 mit Käthe Kortenbreer. – Kinder: Martin (*1945), Christoph (*1950), Anne (*1952) und Wilhelm (*1954).



Die drei Söhne sind ihrerseits wiederum die Väter, Großväter und Urgroßväter der heute lebenden Generationen von Lipkas. Doch auch sie waren einmal jung, und deshalb soll hier ein Foto aus der Zeit um 1921 den Schlusspunkt bilden:

*Mit der biografischen Skizze von Karl und Anna Lipka
und dem Foto ihrer Söhne Herbert, Heinz und Horst
beschließe ich die Geschichte unserer Vorfahren, so wie ich
(als ältester Sohn von Horst Lipka, dem jüngsten der drei)
sie nach bestem Wissen erforscht und aufgeschrieben habe.*

*Vielleicht findet sich unter den Nachkommen jemand,
den dieses Ahnenbuch dazu anregt,
nach weiteren Spuren der Vorfahren zu suchen
und die Verzweigungen der Familie im 20. Jahrhundert
aufzuarbeiten.*

Land und Leute im Osten

Die Landschaften, in denen die Vorfahren der Familie Lipka lebten, sind ursprünglich von den Eiszeiten, vom Meer und von den Flüssen gestaltet worden:

Die Eiszeiten haben den Preußischen Landrücken mit seinen Seenplatten, aber auch die Elbinger Höhe angehäuft. Das Meer hat das Frische Haff und die Nehrung vor die Küste gelegt. Die Weichsel hat mit ihren Mündungsarmen ihr Delta verlandet und so die Niederungen geschaffen.

Viel später erst siedelten sich die Menschen an, machten die Einöde urbar, legten Verkehrswege und Deiche an, gründeten Dörfer und Städte.

Dies ist der Hintergrund, aus dem unsere Ahnen kommen. Wir, die Heutigen, sind schon stolz, wenn wir sie rückwärts bis ins 18. Jahrhundert aufspüren können. Aber diese Lipkas und Pawelczyks und Korschs und Pranges hatten ja wiederum Eltern, Großeltern, Urgroßeltern, ohne die es uns Nachgeborene nicht gäbe.

Diese Unbekannten zählen nach Hunderten, wenn nicht nach Tausenden. Ihre Spuren sind nicht gänzlich verschwunden, denn während sie ihren Lebensweg gingen, wirkte nicht nur ihre jeweilige Umwelt auf sie ein, sondern im Gegenzug beeinflussten auch sie ihre Umwelt. Und so wurde aus Umwelt Heimat.

Um diese unbekanntem Vorfahren einzubeziehen, soll ein Überblick über die Geografie und Geschichte dieser Provinzen im Osten das Ahnenbuch vervollständigen. Dies Kapitel mag auch helfen, die vorstehenden Lebensbilder derjenigen, die wir namentlich benennen können, besser einzuordnen.

Das Land, von dem später Preußen seinen Namen ableitete, war vor tausend Jahren das Siedlungsgebiet der Prußen – mit langem „u“. Die weitverbreitete Schreibweise „Pruzen“ täuscht ein kurzes „u“ vor, beruht aber wohl auf einem missverständlichen Gebrauch des Doppel-z für Eszett („ß“).

Diese Landschaft an Weichsel, Alle und Pregel wurde ab 1231 vom Deutschen Ritterorden im Namen der „Heidenmission“ er-

obert. Die Prußen, nur locker zu Stämmen zusammengeschlossen, wehrten sich fünf bittere Jahrzehnte lang. Die Feldzüge und die Strafaktionen nach Aufständen wurden vom Papst ganz offiziell als Kreuzzüge deklariert, zu denen sich Ritter aus ganz Europa drängten. Es war eine Bekehrung mit Feuer und Schwert statt mit geduldiger Missionsarbeit.

Zur gleichen Zeit warb der Orden im Westen Siedler an, beispielsweise Flamen, Holländer, Westfalen und Niedersachsen. So unbarmherzig er gegenüber den Einheimischen war, so großzügige Bedingungen bot er den Neusiedlern. Die unterworfenen Prußen, wohl oder übel dem Christentum zugeführt, gingen im Laufe der Generationen in diesen deutschsprachigen Ankömmlingen auf, später auch in den polnisch sprechenden Masuren im Süden des Landes. Aber der Gedanke ist keineswegs abwegig, und die Wahrscheinlichkeit spricht sogar dafür, dass unter unseren Ahnen neben den deutschen und polnischen Einwanderern auch Prußen gewesen sein könnten.

Nach jenen düsteren Anfangsjahren erlebte das Land ein Jahrhundert der Blüte. Dann, ab etwa 1400, setzte der Niedergang des Ordens ein, in dessen Folge 1466 die westliche Hälfte als „Preußen königlichen Anteils“ abgeteilt und der polnischen Krone unterstellt wurde. Der Orden behielt zwar die östliche Hälfte, musste aber die Oberhoheit des polnischen Königs anerkennen.

Dieses östliche Preußen kam, nachdem es 1525 ein weltliches Herzogtum geworden war, 1618 durch Erbschaft an die brandenburgischen Kurfürsten. Es bedurfte noch etlicher Kriege und Winkelzüge, ehe sich Kurfürst Friedrich III. in Königsberg zum König krönen konnte – zum „König in Preußen“. Dies Territorium umfasste eigentlich nur diejenigen Gebiete, die mit dem Begriff Ostpreußen im engsten Sinne gemeint sind, aber es gab bald dem gesamten Hohenzollernstaat seinen Namen.

1772, bei der ersten Teilung Polens, annektierte Friedrich II. (der Alte Fritz) fast das gesamte „Preußen königlichen Anteils“, das seitdem – mal offiziell als Provinz, mal inoffiziell – als Westpreußen bezeichnet wurde.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde der größere Teil der Provinz Westpreußen wieder dem neu erstandenen Polen zugesprochen. Der so gebildete „Polnische Korridor“ zur Ostsee machte die beim Deutschen Reich verbliebenen Gebiete östlich von Weichsel und

Nogat zur Exklave. Danzig erhielt einen Sonderstatus als „Freie Stadt“. Die deutsch gebliebenen Teile des westpreußischen Regierungsbezirks Marienwerder, darunter auch Elbing, wurden 1920 der Provinz Ostpreußen zugeschlagen, die ihrerseits 1945 ein jähes Ende fand.

Mein Vater Horst Lipka, 1917 in Elbing geboren, wurde demnach als Dreijähriger ohne eigenes Zutun zum Ostpreußen. Das blieb die amtliche und allgemein übliche Sprachregelung, auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg. Doch in seinen letzten Lebensjahren wies er wiederholt darauf hin, dass er eigentlich aus Westpreußen stamme, und genau genommen hatte er ja recht.

Und dann auch wiederum nicht – denn wenn auch seine Vorfahren mütterlicherseits gute Westpreußen gewesen waren, so bestand die väterliche und somit namensgebende Linie aus ebenso guten ostpreußischen Masuren.

Die Masuren waren eine Bevölkerungsgruppe, die einen polnischen Dialekt als Muttersprache hatte. Diese Menschen waren im Laufe der Jahrhunderte aus der polnischen Kernlandschaft Masowien an Weichsel und Bug zugewandert (daher hießen sie „Masowier“ = Masuren). Sie ließen sich im südlichen Ostpreußen nieder, sei es in den späten Jahrzehnten der Ordensherrschaft, sei es zur Zeit des preußischen Herzogtums, sei es unter den brandenburgischen Kurfürsten.

Im 16. und 17. Jahrhundert waren es vor allem polnische Protestanten, die vor der katholischen Gegenreformation im Königreich Polen nach Norden auswichen. Denn das Herzogtum Preußen hatte 1525 als erstes deutsches Territorium die Reformation flächendeckend übernommen und bot nun den polnischen Protestanten gleichsam ein religiöses Asyl.

Evangelischen Bekenntnisses waren auch unsere namensgebenden Vorfahren bis hinauf zu Jacob Lipka – wie fast alle Bewohner des Kreises Ortelsburg. 5 Kilometer südlich von Lucka allerdings, jenseits der Grenze, begann das Gebiet des wieder streng katholisch gewordenen Polen. Diese konfessionelle Wasserscheide ist von der Reformation bis hin zur großen Auswanderung der Masuren zwischen 1945 und 1950 immer sehr deutlich ausgeprägt gewesen.

Anders lagen die Verhältnisse in Westpreußen, der Heimat der meisten anderen unserer Vorfahren, wo sich, je weiter südlich der

Reisende kam, die Sprachen ebenso wie die Konfessionen mehr und mehr vermischten.

Masuren

Weite Strecken des preußisch-polnischen Grenzlandes zwischen Neidenburg und Goldap blieben bis ins 18. Jahrhundert hinein eine Wildnis mit ausgedehnten Wald- und Sumpfflächen. Als Schutzzone gegen polnische Übergriffe hatte der Deutsche Orden diesen Streifen bewusst unbesiedelt gelassen.

Das Gebiet war allerdings zu jenen Zeiten auch für eine Besiedlung nicht gerade attraktiv: Die Landschaft im südlichen Masuren ist recht eben und hat magere, sandige Böden mit hohem Grundwasserstand, weil die Entwässerung in Richtung Süden, zur nordpolnischen Einöde hin, zu wenig Gefälle hat. Hinzu kommt ein vergleichsweise kühles und trockenes Klima.

Noch in den Landkarten des 17. Jahrhunderts ist südöstlich von Ortelsburg eine große unbesiedelte Waldfläche ausgewiesen: der, die oder das „Balt“ – ein Name, für den ich bisher nirgendwo eine Erklärung gefunden habe, weder im preußischen Wörterbuch noch im polnisch-deutschen Lexikon.

Als die brandenburgischen Kurfürsten 1618 in den Besitz des Herzogtums Preußen gekommen waren, begannen sie, diesen Landstrich systematisch von Norden her zu besiedeln; zu „peuplieren“, wie man es damals in Übernahme eines französischen Begriffs nannte. Da Ostpreußen im Siebenjährigen Krieg (1754-1761) unter der russischen Besetzung schwer zu leiden hatte, verwundert es nicht, dass Friedrich II. (der „Alte Fritz“) anschließend die Siedlungspolitik verstärkte.

In diesem geografischen und historischen Umfeld treffen wir auf die ersten nachgewiesenen Vorfahren mit Namen Lipka.

Lucka

Das Dorf Lucka liegt 22 km südöstlich der Kreisstadt Ortelsburg. 1938 wurde es umbenannt in Luckau, heute heißt es Łuka. Der Name wird von früheren Bewohnern des Dorfes folgendermaßen erklärt: „luka, die Lücke, der Ortsname dürfte also [...] ein altmasurenscher Flurname gewesen sein.“

Wer von Ortelsburg <Szczytno> in Richtung Südwesten auf Lucka zu fährt, trifft 5 km vorher auf das Nachbardorf Lipowitz bzw. Lindenort <Lipowiec>. Zeitweilig habe ich überlegt, ob wohl einer der Lipka-Vorfahren von Lipowitz nach Lucka gezogen ist und dort nach seinem Herkunftsort benannt wurde, so wie in Köln die Familie Adenauer nach dem Städtchen Adenau in der Eifel. Aber falls diese Hypothese keine Verkürzung des Ortsnamens voraussetzt, sondern eine Verlängerung, dann führt dieser Gedankengang nicht weiter, und wir müssen zu der unmittelbaren Ableitung des Namens Lipka von dem polnischen Wort für den Lindenbaum zurückkehren.

Jenseits von Lucka endet die Landstraße im Kirchdorf Fürstenwalde <Księży Lasek>. Noch zwei Kilometer weiter südlich verlief einst die Grenze zu Polen.

Von der Aschbude zum Dorf

Die Ortsbezeichnung Lucka ist erstmals für 1760 nachgewiesen, und zwar in einer Rechnung des Amtes Willenberg: „Aschbude Lucka“ mit 4 Losgängern.

Eine Aschbude oder Teerbude war, wörtlich genommen, eine roh gezimmerte Hütte für eine kleine Arbeitsgruppe von Leuten, die Pottasche (Kaliumkarbonat) und nebenher auch andere einfache Chemikalien herstellten. Im tiefen Wald wurden Bäume gefällt, von denen es ja mehr als genug gab, und in der größer werdenden Lichtung verbrannt. Die Holzasche wurde anschließend ausgelaut und in Töpfen („Pöten“) eingedampft. Man nutzte diese Pottasche als Düngemittel, bei der Seifenherstellung und als Triebmittel beim Backen. Industrielle Verwendung soll sie bei der Glasherstellung gefunden haben. Die Holzkohle wurde in der Heilkunde und zum Filtern von Flüssigkeiten nachgefragt, Holzteer für Holzanstrich und als Mittel gegen Hautleiden benutzt.

Ursprünglich wurden die Produkte wohl im Auftrag des Landesherrn hergestellt, weil sie als Ausfuhrartikel die Privatkasse des Fürsten, die „Schatulle“, füllten und so auch zur Finanzierung der kurfürstlichen, später königlichen Armee beitrugen. Daneben muss es aber auch häufige Fälle von „wildem“ Teer- und Aschbuden gegeben haben.

Zurück zu Lucka! In den Rechnungen des Amtes Willenberg taucht die oben erwähnte Aschbude in den folgenden Jahren noch

mehrfach auf. 1763 ist bereits von 13 Personen die Rede, 1770 von 3 Instleuten (d. h. drei Familien), 1775 von 5 „Gärtnern auf Scheffelplätzen“, sprich fünf Familien, die einiges Gartenland bestellten.

1783 wird Lucka dann als königliches Dorf mit 12 Feuerstellen, sprich zwölf Familien, beschrieben, und für 1787, ein Jahr nach dem Tode des „Alten Fritz“, wird diese Zahl wiederholt.

In das Jahr 1787 fällt auch der formelle Gründungsakt:

Die Verschreibung zu Schatullrechten wurde 14 Eigenkättern (u.a. Samuel Jurga, Jakob Neumann, Samuel Lipka) am 13. März 1787 konfirmiert [= *bestätigt*] am 14. April ausgestellt. Die Größe der Dorfgemarkung betrug 28 H 5 M 258 R magdeb. Jeder der Wirte war verpflichtet, „innerhalb von fünf Jahren auf seinem Grundstück ein Wohnhaus, einen Stall, eine Scheune zu bauen, Wege, Stege, Brücken innerhalb der eigenen Grenzen herzurichten und die Kinder fleißig zur nächsten Dorfschule zu schicken.“

Die Flächenangaben sind zu lesen als 28 Hufen, 5 Morgen und 258 Ruten nach magdeburgischem Maß. Jeder Hof wurde also mit ungefähr 2 Hufen dotiert.

Mit dem Schatullbauern Samuel Lipka ist der erste Träger unseres Familiennamens in Lucka nachweisbar! Er scheint der Quelle zufolge schon vor 1787 als Eigenkätner in Lucka ansässig gewesen zu sein, und es ist anzunehmen, dass er bereits eine Familie gegründet hatte. Andererseits setzen die Anforderungen in der „Verschreibung“ einen voll einsatzfähigen und einsatzbereiten Bauern voraus. Deshalb darf man das Alter auf gut 30 schätzen, sodass als Geburtszeitraum jedenfalls die 1750er Jahre anzunehmen sind.

Als Gründungsmitglied und Inhaber eines Schatullhofes muss er ein angesehener Einwohner gewesen sein. Und wenn das 1821 angelegte Fürstenwalder Kirchenbuch in Lucka mehrere Familienzweige Lipka verzeichnet, die nur mit Mühe (und manchmal gar nicht) auseinandergehalten werden können, dann werden darunter viele Nachkommen des Samuel Lipka gewesen sein.

Aber es fehlt an Belegen für die Zusammenhänge, und so konnte auch Samuel nicht überzeugend in unsere eigene Ahnenreihe eingefügt werden. –

Die ursprüngliche Siedlungsform Luckas als Straßendorf hat sich bis heute erhalten.

1800 wies „Lukka“ schon 14 Hufenwirthe und 17 Eigenkätner auf, insgesamt 31 Familien mit 153 Menschen, samt zugehörigem Landbesitz von 58 Hufen, 18 Morgen und 27 magdeburgischen Ruten.

Welche Auswirkungen in Lucka die preußischen Maßnahmen zur Bauernbefreiung und Landwirtschaftsreform (1807, 1811, 1816 und 1821) im Endeffekt hatten, ist im Rückblick nicht genau festzustellen. Eine große Umwälzung kann es nicht gewesen sein, denn die Bauern im Grenzgebiet waren nie Leibeigene gewesen.

Fest steht, dass in diesem Zeitraum die napoleonischen Kriege auch das südliche Ostpreußen in Mitleidenschaft gezogen hatten, vor allem der Feldzug von 1806/07. Denn 1817 wird berichtet, das „Schatulldorf Lukka“ habe 28 Feuerstellen und 139 Einwohner – gegenüber 1800 ein leichter Rückgang.

Dann aber wuchs die Bevölkerung innerhalb von 40 Jahren fast auf das Doppelte (1858: 250 Einwohner). Und wenn es auch noch keine eigene Kirche gab, so doch spätestens seit 1840 eine Dorfschule.

Die dörfliche Sozialstruktur

Die ökonomisch-soziale Schichtung eines masurischen Dorfes wie Lucka verdient eine nähere Betrachtung.

Obenan standen die „Hufenwirthe“, die volle Bauernstellen von 2 Hufen besaßen, die so genannten Schatullhöfe. Schatullrecht bedeutet, dass hier, in der herrenlosen Wildnis, der König von Preußen als Grundherr auftrat, so dass die von den Siedlern zu entrichtenden Abgaben weder an den preußischen Staat noch an einen Großgrundbesitzer gingen, sondern direkt in die private „Chatouille“ des königlichen Herrn flossen. Die Schatuller galten übrigens nicht als Leibeigene des Königs, sondern waren persönlich frei; sie konnten auch den Hof verkaufen. In den Kirchenbüchern wurde ein solcher Hofbesitzer oft verkürzt als „Wirth“, nämlich Landwirt, bezeichnet, wohingegen der Gastwirt im Osten „Krüger“ hieß.

Wer als nachgeborener Sohn keinen Anspruch auf das Erbe erheben konnte, musste sich mit dem Abstieg zum Eigenkätner oder

Instmann abfinden, es sei denn, er konnte auf einen anderen Hof einheiraten.

Der „Eigenkätner“ war Besitzer eines eigenen einfachen Hauses, einer Kate, mit ein wenig Ackerland, vielleicht auch nur mit einer kleinen Umlage, dann wurde er auch wohl als „Gärtner“ bezeichnet. Für den Unterhalt einer Familie reichte dies jedenfalls nicht, außer wenn der Kätner ein im Dorf nachgefragtes Handwerk ausübte. Die anderen waren darauf angewiesen, sich das Fehlende auf den Bauernhöfen im Tagelohn zu verdienen.

Weiter unten standen die Instleute, die im Gegensatz zu den Eigenkättern über keinen eigenen Grundbesitz verfügten. Dazu die folgende anschauliche Erklärung:

Instmann (enstmann, vereinzelt ensmann): verheirateter Landarbeiter, der mit einem Arbeitgeber, d. h. einem größeren Bauern oder Gutsbesitzer, einen Arbeitsvertrag für längere Zeit, mindestens 1 Jahr, abgeschlossen hat. Er hat außer einem bescheidenen Barlohn für geleistete Arbeit freie Wohnung in dem Insthaus des Arbeitgebers, freies Brennmaterial (Holz, Torf), einen Hausgarten, ein Stück Acker, auf dem er Kartoffeln oder auch Getreide anbauen kann, Weide für eine Kuh, 1-2 Schafe, 1-2 Schweine, dazu ein Fuder Heu, Brot- und Futtergetreide, und das Recht, eine beschränkte Anzahl von Hühnern zu halten. Als Gegenleistung für Wohnung, Land usw. hat er im Laufe des Jahres eine im Arbeitsvertrag genau festgelegte Anzahl von Arbeitstagen abzuleisten. Er ist ferner verpflichtet, einen oder mehrere Scharwerker als Arbeitskräfte zu stellen. Das sind meistens die Frau und die arbeitsfähigen Kinder des Instmannes. Wenn die Frau wegen kleiner Kinder oder aus gesundheitlichen Gründen nicht arbeiten kann, muß der Instmann fremde Arbeitskräfte als Scharwerker stellen, die bei ihm wohnen und beköstigt werden. Sie erhalten von ihm etwas Bargeld und oft einen Anteil am Deputat. Wenn die Frau als Scharwerkerin mitarbeitet, werden beide vom Arbeitgeber verköstigt. Das war bis zum 1. Weltkrieg noch allgemein der Fall. Wenn der Instmann keinen Kartoffelacker und keine freie Weide für eine Kuh hat, liefert der Arbeitgeber Kartoffeln und Milch. Im Winter musste der Instmann mitdreschen und erhielt dafür beim Flegeldreschen den 10. Scheffel, beim Dreschen mit Pferden den 15. Scheffel, beim Dreschen mit Dampf den 18. Scheffel oder auch einen Zentner. In den

Jahren nach dem 1. Weltkrieg trat an die Stelle des Wortes Instmann immer mehr die Berufsbezeichnung Deputant. Der alte Dienstwechseltermin für die Instleute war der Michaelstag (29. September).

Ergänzend hierzu sei angemerkt, dass als Dienstwechseltermin auch der Martinstag (11. November) weit verbreitet gewesen sein soll, und dass die Instsiedlung, sofern sie einem Gutshof zugeordnet war, meist in einiger Entfernung als Häuserreihe angelegt wurde. – Der Status eines Instmanns entsprach in etwa dem eines westfälischen Heuerlings. Für die Familienforschung sind solche Ahnen nur schwer zu greifen, weil sie wegen der Jahreskontrakte häufig den Arbeitgeber und den Wohnort wechselten.

Wer nicht in den Vorzug eines Insthauses kam, war ausschließlich auf Untermiete und Tagelohn angewiesen. Diese so genannten Einlieger wurden in Masuren durchweg als Losgänger, Losmänner oder Lösner bezeichnet:

Einlieger: wohnen in Dörfern bei Bauern oder Eigenkättern, auch in Städten zur Miete, sind meist Gelegenheitsarbeiter, die bald hier, bald dort in Städten, Gütern, Wäldern, selbst im Auslande Beschäftigung suchen. Man nennt sie auch Losleute, Losgänger, Freileute, Freiwohner, Einwohner.

Wer eine Familie gründen wollte, bemühte sich um einen Kontrakt als Instmann oder wenigstens um ein Auskommen als Losmann. Die Alternative für die besitzlose Landbevölkerung war der Dienst als Knecht oder Magd, zwar bei freier Kost und freiem Logis, aber bei kümmerlicher Bezahlung – ein Beschäftigungsverhältnis, das man lieber den unverheirateten jungen Leuten überließ.

Über alledem standen als Respektspersonen der Pfarrer und der Dorfschulze, vielleicht auch ein Oberförster oder ein Grenzzoffizier. Und ganz unten kämpften die gesellschaftlich Ausgeschlossenen ums Überleben: Blinde und Krüppel, Armenhäusler, Bettler und, wie die Kirchenbücher gelegentlich vermelden, „Huren“.

Alltagsarbeit und Festtagsfreuden

In Lucka und den Nachbargemeinden waren die landwirtschaftlichen Erträge, zumal im Ackerbau, recht gering. Ohne regelmäßige Düngung, so klagt um 1820 der Fürstenwalder Pfarrer Brachvogel, könne der Bauer beim Getreide nicht einmal das „dritte Korn“

ernten (also das Dreifache der Einsaat). Deutlich besser sehe es bei Hackfrüchten (Kartoffeln, Rüben) und Gartengemüse aus, wohingegen Obst überhaupt nicht gedeihe. Der Schwerpunkt der Landwirtschaft liege unter diesen Umständen in der Viehzucht, und auch die Imkerei als Nebenerwerb bringe ein gutes Zubrot. Insgesamt hätten die Dörfer im Kirchspiel auf diese Weise ihr Auskommen, auch weil die Bevölkerung sparsam mit ihren finanziellen Mitteln umgehe. Und die Gegend müsse doch auch gesund sein, wenn man dort 105 Jahre alt werden könne, bei klarem Kopf und körperlich rüstig!

Nur einen Vorwurf kann der Geistliche den Einheimischen nicht ersparen: ihre Trunksucht!

Bei den öfteren Versammlungen der Comune in den Schulzenämtern haben die Bewohner Gelegenheit, berausende Getränke zu sehen und lassen sich durch die Sinnlichkeit verleiten, selbige zu genießen, und beinahe jedesmal zu berauschen. Den Rausch lassen sie durch ein schreckliches Lärmen, Toben und Brüllen erkennen, öftere Streitigkeiten entspringen dann, wobei es nicht selten blutige Köpfe setzt – ob die resp. Behörden diesem Unfug durch Trennung der Schulzenämter von den Krügen und Schenkhäusern abhelfen lassen, steht zu erwarten. Der Geistliche dieses Kirchspiels hat den nötigen Antrag deshalb bei der Polizeibehörde angebracht, dessen Berücksichtigung mehr fruchten würden, als ungezählte Predigten über das Laster der Trunkenheit

Ob das behördliche Einschreiten wirklich Besserung gezeitigt hat? Das geringe Vertrauen des Pfarrers in die Macht des Wortes spricht jedenfalls für sich.

Brachvogel kam von außen, als er 1816 die neue Pfarre Fürstenwalde übernahm. Was er bei seinen Masuren beobachtete, ist hier ausführlich zitiert, weil weder die Quelle noch die Fundstelle im Druck vorliegt.

Ihre Arbeit verrichten sie in der notwendigen Weise. Bei der Heu- und Getreideernte erblickt man an ihnen eine ungewöhnliche Hurligkeit, mit welcher sie sich vor einander beeifern, die Ernte zu beendigen. Mit den übrigen Geschäften lassen sie sich viel Zeit. [...]

Sie sind gleich den alten Preußen sehr gastfrei, gegen Fremde freundlich und beherbergen sie gerne. In ihrer Nahrungs- und Bekleidungsweise sind sie gleichfalls sehr einfach. In

den Werktagen gehen die Mannspersonen in einem grautuchenen wollenen Saum bis in die Knie reichend mit einer unzähligen Menge von einer Seitentasche zur anderen gehenden versehenen Falten; leinenen oder grautuchenen losen bis an die Knöchel gehenden Beinkleidern, welche mit einem ledernen Gürtel um die Lenden, an dem eine große messingene Schnalle prangt, befestigt werden, zuweilen mit, zuweilen ohne eine leinenen Weste gekleidet. Das Material zu diesen Kleidungsstücken gibt ihnen die Wolle ihrer Schafe, welches sie sich daraus verfertigen und den Flachs, den sie selbst säen und bearbeiten. An den Sonn- und Festtagen tragen sie blautuchene Überröcke, wie man sie in den übrigen Gegenden der Provinz Ostpreußen zu tragen pflegt, dergleichen Beinkleider, Westen von mancherlei Zeug gehörigen Halstüchern und Stiefeln. Statt der letzteren tragen sie für gewöhnlich Pareskon oder Schuhe von ungegerbten Kalbsleder oder Chodacken, die aus mehreren leinenen Lappen, welche um die Füße künstlich gewunden werden, bestehen.

Die Frauenzimmer haben in den Wochentagen einen leinenen Kittel mit einer gewöhnlich bunten Schürze und gehen barfuß. Beim Regenwetter hüllen sie sich in ihre Schürzen ein, die sie in Gestalt eines spanischen Mantels um die Schulter hängen und vorn mit den Bändern, die an der Schürze befindlich sind, zusammenbinden. Bei einer ziemlich heftigen Kälte hängen sie sich eine wollene streifige Decke, die zuweilen auch aus Kuhhaaren gewebt werden, um. An Sonn- und Festtagen haben sie den bei Frauen, welche in den Dörfern dieses Kreises leben, üblichen Putz.

Die Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts gehen fast nackt und sogar im Winter mit bloßen Füßen. Die Chodacken, in welchen die Schulkinder manchmal in der Schule im Winter erscheinen, verursachen in der geheizten Schulstube, wenn sich der daraus gesammelte Schnee schmilzt, einen pestilenzialischen Geruch, der durch öfteres Räuchern mit kleinen Stücken Bernstein, die hier auf den Äckern gefunden werden, oder mit Wachholder gereinigt werden muß.

Auf dem Kopfe tragen die Männer Pelzmützen und Hüte, die Frauenzimmer die gewöhnlichen Mützen, und schützen sich vor der Sonnenhitze durch Tücher, die sie in Form eines Vorschildes binden.

Die Hauptnahrung besteht in Milch und Kartoffeln, die hier so sehr geraten, da zuweilen das 10. Korn gewonnen wird. Da ihre Lebensbedürfnisse so einfach und gering sind, so haben sie auch wenig Geldausgaben, und stehen sich beinahe durchweg in der Wirtschaft gut. Ungleich mehr Wohlhabenheit würde hier anzutreffen sein, wenn nicht der starke Verbrauch des Branntweines so viel Geld verzehren würde. Sie sind nicht ehrgeizig, wollen aber übrigens als frei gemeine Leute gut behandelt werden. Leichenpredigten und Standreden sind daher sehr selten. Die Särge, worin sie die Toten beerdigen, sind von fichtenen Brettern, welche von ihnen selbst verfertigt werden und die Gestalt der Fischerkähne haben. – Man nennt sie Nasendrüber.

Von Jugend auf beschäftigen sie sich mit den Viehherden, die sie als Kinder auf den Triften und in der Heide hüten müssen, da für das Rindvieh keine besonderen Hirten gehalten werden.

Weder der Handel noch eigene Betriebsamkeit bringt sie in entlegene Orte und in Verbindung, wodurch eine Veredelung der Sitten bewirkt werden könnte. In den Schulen hat man die Bewohner so sehr vernachlässigt, daß die wenigsten eine Kenntnis im Schreiben und Lesen besitzen. Die Geistlichen konnten die ihnen am entferntesten von ihrem Wohnsitz und der Kirche wohnenden Eingemeindeten sehr selten besuchen, und waren wegen der bedeutenden Größe ihrer Parochie nicht im Stande, sie gehörig zu übersehen. Die Schulen wurden nur einmal im Jahre inspiziert und zwar bei den Gebeterhören, bei welcher Gelegenheit ihnen wenig Zeit zur ordentlichen Revision der Schule übrig bleiben konnte. Der gemeine Mann ist aber dennoch äußerst religiös, sie besuchen die Kirche fleißig, singen die geistlichen Lieder mit der größten Andacht und Innbrunst, und verrichten die Kirchengebräuche überhaupt mit einer gewissen Ängstlichkeit. Der Aberglaube hat sich hier nicht niederlassen mögen. An Spuken, Poltergeister und Zaubereien wird hier wenig geglaubt. Das Versagen beim Biß der Schlangen und tollen Hunde wird hin und wieder angenommen, aber auch der Glaube daran nimmt täglich ab. Die hiesigen gemeinen Leute sind brave Soldaten, und menschlich im feindlichen Lande; sie sind geschickte Reiter. Ihre Trauungen lassen sie durch junge Leute, deren Hüte mit Bänder geschmückt, deren Pferde an Kopf und Schweif gleichfalls mit

Bändern geputzt sind, bei denjenigen die an den hochzeitlichen Schmause teilzunehmen, erwählt worden sind, anmelden, und hierzu einladen. Diese Jünglinge, welche außer dem bemeldeten Putz noch ein seidenes Tuch, wie ein Ritterband um die Schulter sich hängen, heißen Platzmeister, Hochzeitsbitter. Sie reiten im förmlichen Putz hier in den Dorfskrug in die Wohnstube hinein, laben sich mit einem Trunke Branntwein oder Bier, und reichen ein Gefäß mit letzterem Getränk angefüllt dem Brautpaar und den es begleitenden Hochzeitsgästen entgegen, welche sämtlich nach Gefallen davon kosten.

Die masurische Volksabstimmung 1920

Die weiter oben erläuterte Unterscheidung zwischen West- und Ostpreußen ist bei näherem Zusehen auch in den Ergebnissen der Abstimmung vom 10. Juli 1920 erkennbar: Im Bereich von Marienburg und Marienwerder optierte eine von Ort zu Ort verschiedenen starke Minderheit für Polen, wohingegen die masurischen Landesteile fast geschlossen für Ostpreußen stimmten. In Lucka wurden 260 Stimmen für Ostpreußen abgegeben – und keine einzige für Polen!

Es ist übrigens mehr als nur eine historische Kuriosität, dass in Masuren auf dem Abstimmungszettel die Alternative lautete: *Ostpreußen* oder *Polen* – dass dort also vom Deutschen Reich nicht die Rede war. Auf polnischer Seite ist hieraus gelegentlich der Vorwurf abgeleitet worden, die Masuren seien mit der Aussicht auf einen eigenen Staat von den deutschen Nationalisten in übler Weise über den Tisch gezogen worden.

Daran ist nach meinen Nachforschungen nur eines richtig: Die polnische Regierung hätte, wenn sie schon Ostpreußen nicht ganz bekommen konnte, gern einen Separatstaat Ostpreußen unter polnischem Einfluss gesehen. Ohnehin wurden die polnischen Ansprüche auf der Pariser Friedenskonferenz von der französischen Diplomatie nach Kräften gefördert, um Deutschland zu schwächen, während die deutsche Delegation auf die Formulierung des Friedensvertrages bekanntlich überhaupt keinen Einfluss hatte. Schon deshalb werden die polnischen Vorwürfe zum Bumerang.

Was jedoch die angeblich betrogenen Masuren betrifft – ich kann mir nicht vorstellen, dass sie zu Zigtausenden auf den angeblichen Schwindel hereingefallen wären, etwa dass sie die Option „Ost-

preußen“ als die Verheißung eines eigenen *masurischen* Staates missverstanden hätten. Im Gegenteil: Ihre Abstimmung *gegen* Polen war eindeutig und hätte selbst unter der Prämisse eines ostpreußischen Separatstaates das Zusammenbleiben mit dem deutsch sprechenden Bevölkerungsteil zum Ergebnis gehabt.

Ein weiterer polnischer Vorwurf besagt, die „ins Reich“ (also nach Mittel- und Westdeutschland) abgewanderten Masuren hätten mit abstimmen dürfen, obwohl sie nicht mehr in Masuren wohnhaft waren. Das war in der Tat so: Stimmberechtigt war, wer im Abstimmungsgebiet wohnte oder dort geboren war. Aber gerade das war den polnischen Unterhändlern in Paris durchaus recht gewesen, denn sie hofften, durch das Wahlrecht dieser Exil-Masuren die Balance auf den Dörfern zwischen den polnisch sprechenden Masuren und der deutsch sprechenden Minderheit noch stärker zu Polens Gunsten verschieben zu können.

Es sollen denn auch gebürtige Masuren zu Zehntausenden aus dem Ruhrgebiet und anderswo gekommen sein. Die deutschen Behörden leisteten hierzu tatkräftige Unterstützung und organisierten sogar Schiffsreisen von der Odermündung nach Ostpreußen, um den polnischen Korridor zu umgehen. Diese Rückkehrer stimmten fast ausnahmslos *für* Ostpreußen und *gegen* Polen! Und was nun konkret Lucka angeht – selbst wenn die Hälfte der Stimmen von Auswärts gekommen wäre, bliebe es dabei, dass kein einziger „Luckaner“ *für* Polen votiert hat.

Im Übrigen möchte ich den britischen Mitgliedern jener internationalen Kommission, die die Abstimmung organisierte und überwachte, Glauben schenken. Sie berichteten nach Hause, dass die Tendenz in den Abstimmungsgebieten ganz deutlich anti-polnisch und pro-deutsch sei, und in vorsichtigen Andeutungen war Kritik zu spüren an der kaum verhüllten Parteinahme mancher ihrer französischen Kollegen für die polnische Seite.

Unser masurisches Erbe

Was hat all das nun mit den Lipka-Vorfahren zu tun?

Wir kommen nicht darum herum, den masurisch-polnischen Anteil in unserer Familiengeschichte anzuerkennen, auch wenn schon bei Jacob Lipka, also Anfang des 19. Jahrhunderts, die polnischen Wurzeln nicht mehr greifbar sind. Ob er und seine Kinder und Enkel sich als Deutsche gefühlt haben?

Einerseits war das Masurische ihre Muttersprache. Als Beispiel kann die evangelische Pfarrkirche im Nachbarort Fürstenwalde dienen, zu der seit ihrer Gründung am 11. Februar 1816 auch Lucka gehörte. (Vorher war Lucka ebenso wie Fürstenwalde an das Kirchspiel Willenberg angeschlossen.) In der Fürstenwalder Kirche wurde erst 80 Jahre später, um 1900, neben dem masurischen Sonntagsgottesdienst ein regelmäßiger deutschsprachiger Gottesdienst eingeführt – ein Schritt, der dem Pfarrer Ernst Jacobi zugeschrieben wird.

Bis dahin war also Masurisch ganz selbstverständlich die gottesdienstliche und seelsorgerische Sprache gewesen. Diese Tatsache ist weniger überraschend, wenn man sich vergegenwärtigt, dass noch 1912 von den 2400 Mitgliedern der evangelischen Kirchengemeinde Fürstenwalde sich nur 60 *nicht* als Masuren bezeichneten.

Gleichzeitig achtete der Staat allerdings darauf, dass Deutsch als Amtssprache rechtzeitig verankert wurde: In den ersten beiden Schuljahren wurden die masurischen Kinder in ihrer Muttersprache unterrichtet, danach kam mehr und mehr Deutsch im Klassenraum zum Einsatz. So wurden diese Masuren treue preußische Untertanen.

Als der Knecht Martin Lipka aus Lucka in den 1860er Jahren Soldat wurde, zog er ganz selbstverständlich die preußische Uniform an. Später, als Beamter der Deutschen Reichspost wieder in Uniform, wird er kaum anders gekonnt haben, als sich als Deutscher zu verstehen. Ich glaube auch nicht, dass ihm das in der allgemeinen Stimmung nach der Reichsgründung 1870/71 schwer gefallen ist. Als beredtes Zeugnis kann das Familienfoto um 1900 gelten, zu dem er nicht ohne Stolz seine Uniform samt Orden angelegt hat.

Was die folgenden Generationen betrifft, so gibt es genügend Auskünfte und Anhaltspunkte, dass die Familie den Gedanken an polnische Ursprünge entschieden zurückgewiesen hat. Und wenn mein Vater Horst Lipka eine litauische Herkunft des Namens vermutete, dann war auch das eine Abwehr gegen die ihm unangenehme polnische Hypothese.

Zum Abschluss eine hübsche Pointe, die das Leben schrieb: Mein Vater lernte meine Mutter 1941 kennen, östlich von Graudenz, in dem Landstädtchen Lessen, über das die deutsch-polnische Gren-

ze 1920, 1939 und wieder 1945 hin und her ging. In seinem ersten Brief an sie bekannte er: Noch vor kurzem sei ihm „die Pollakei“ ein „schrecklicher Begriff“ gewesen, aber: „Wie ändert sich doch die Welt! ... Nun eilen meine Gedanken fortwährend nach Les-sen.“

Das Weichseldelta

Die Dörfer auf den kargen Böden der Elbinger Höhe sind schon zur Ordenszeit gegründet worden. In der Elbinger Niederung aber und im westlich anschließenden Marienburger Werder bis hin zur Danziger Niederung nahm die Besiedlung sehr viel längere Zeit in Anspruch. Zwar konnte das fette Marschland das Doppelte und Dreifache an Erträgen bringen, aber zuerst musste das Gelände mühsam entwässert und durch Deiche gegen Überschwemmungen geschützt werden. Besonders heikel war die Erschließung derjenigen Flächen, die unter dem Meeresspiegel lagen.

Streng genommen bezeichnet Niederung nämlich eine so genannte Depression, also ein Gebiet, das unterhalb des Meeresspiegels liegt und künstlich entwässert werden muss. Land, das nur wenig über dieser Marke liegt, heißt Werder; es kann in der Regel durch natürliche Ableitung des Wassers trocken gehalten werden. Tatsächlich gibt es in jeder der drei Landschaften des Weichseldeltas tiefer liegende und höher liegende Geländeabschnitte.

Die Besiedlung der Niederung war also ein Werk vieler Generationen. Einen großen Anteil daran hatten die Mennoniten, die im 16. und 17. Jh. aus Holland zuwanderten. Dort waren sie als Wiedertäufer verfolgt worden, weil ihr Glaube die Kindertaufe verwarf und stattdessen die Erwachsenentaufe forderte. Außerdem lehnten sie den Militärdienst und den Eid ab, was immer wieder zu Konflikten mit der weltlichen Obrigkeit führte. Ins Weichseldelta brachten sie die hochentwickelte Deich- und Entwässerungstechnik ihrer Heimat mit. Als gute Beispiele für ihre Gemeinden gelten die Stadt Tiegenhof im Marienburger Werder und die fünf Dörfer zwischen Elbing und Nogat, die unter dem merkwürdigen Namen Ellerwald Erste Trift bis Ellerwald Fünfte Trift bekannt sind.

An Ellerwald lässt sich eine der typischen Siedlungsweisen der Niederungsbauern gut erkennen: Die Höfe stehen entlang schnurgerader Entwässerungskanäle in weitem Abstand von einander.

Andere Dörfer hingegen ziehen sich viele hundert Meter lang an der Straße hinter dem Nogatdeich hin. Und manchmal sind die Gehöfte stattdessen weit und unregelmäßig über die Gemeindefläche verstreut. Gemeinsam ist allen diesen Siedlungsformen der Vorteil, dass die Acker- und Weideflächen unmittelbar an das Gehöft anschließen.

Streckfuß

Streckfuß liegt abseits der Landstraße etwa 6 km südlich von Elbing, streng genommen als Insel zwischen den beiden Armen des Flüsschens Thiene und dem Drausensee. Die Dorfschule war über vier Jahrzehnte der Arbeitsplatz unseres Vorfahren Gottfried Korsch.

Die Siedlung unterscheidet sich von den Niederdörfern darin, dass sie immer schon einen deutlich erkennbaren Ortskern besessen hat. Und es ist gut möglich, dass sie schon als Fischerdorf bestand, bevor der Deutsche Orden ins Land kam.

In der polnischen Zeit war Streckfuß zusammen mit vielen anderen Dörfern der „Höhe“ und der „Niederung“ als so genanntes Elbinger Territorium der Stadt angegliedert (seit 1457). Bezeichnenderweise war es das einzige Dorf, das dem Fischmeister, einem hohen städtischen Mandatsträger, unterstand.

Bereits Jahrzehnte vor der offiziellen Annexion 1772 hatte Elbing samt dem Umland wegen der Verpfändung unter preußischem Einfluss gestanden. Für die Abführung der vom preußischen Staat beanspruchten Einkünfte war schon bald die Königliche Intendantur eingerichtet worden, eine staatliche Behörde auf kommunaler Ebene. In gewissem Sinne kann sie als Gegenspielerin des Magistrats, der die städtische Selbstverwaltung verkörperte, verstanden werden. Insbesondere in Bezug auf die Dörfer im Elbinger Territorium standen die beiden Institutionen seit 1772 in dauernder Konkurrenz zu einander, bis die Stadt 1826 genötigt wurde, ihr Landgebiet auch formell an den preußischen Staat abzutreten, der die Dörfer dann als selbstständige Gemeinden in den Landkreis Elbing überführte.

Die traditionelle Sozialstruktur solcher Dörfer unterschied zwischen Einsassen (den alteingesessenen Hofbesitzern, auch als „Wirthe“ oder „Nachbarn“ bezeichnet), Eigengärtnern (Besitzern einer Kate mit kleinem Garten) und Einwohnern (Mietern auf

einem der Höfe). Die letzteren beiden Gruppen waren typischerweise im Tagelohn tätig. Wenn eine Schule vorhanden war, dann stand der Lehrer außerhalb dieser Abstufung, wurde aber zumindest von den Einsassen nicht als Ihresgleichen anerkannt.

Neuteich

Während Streckfuß am östlichen Rande des Weichseldeltas liegt, markiert Neuteich ziemlich genau dessen geografische Mitte. Hier war die Vorfahrenlinie der Langes und Pranges beheimatet.

Der Ort war und ist auch noch heute eine sehr kleine Stadt auf einem leicht erhöhten Plateau in der sonst tellerebenen Marschlandschaft zwischen Weichsel und Nogat, 10 km nördlich der Kreisstadt Marienburg. Gegründet wurde Neuteich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Der Fluss Schwente (die „Heilige“) umgibt den Ort im Osten in einem großen Halbkreis. Angesichts der häufigen Hochwasser waren an den gefährdeten Stellen Schutzdeiche erforderlich. Daher die Vermutung, dass der Name ursprünglich „Neudeich“ lautete.

Im Stadtmittelpunkt steht eine Kirche mit bleistiftförmigem Turm einsam auf einem völlig überdimensionierten Marktplatz von 40 m Breite und 250 m Länge. Außen herum bildet eine Gasse ein langgestrecktes, fast geschlossenes Oval und markiert so die Grenzen der Altstadt. Zwischen Altstadt und Schwente, nämlich in Richtung Südosten auf die Brücke zu, entstand die auffallend kleine Neustadt. Nordwestlich der Altstadt liegt Neuteichsdorf, eine kleine Siedlung, die als Vorläufer der Stadt gilt.

Von der Altstadt nach Neuteichsdorf führten die Mierauer Straße und der „Kamm“. Diese auf den ersten Blick merkwürdige Ortsangabe findet ihre Erklärung durch den Internet-Bericht eines gebürtigen Neuteichers, Alfred Kontrowitz. Es handelt sich hier nach um einen Straßenzug, der vom Marktplatz ausgeht <Wita Stwosza, „Veit-Stoß-Straße“>, und zwar so, dass die frühere Mierauer Straße (benannt nach dem Weiler Mierau 3 km nordöstlich von Neuteich) die westliche Achse des Marktes auf 200 m fortsetzt und der „Kamm“ dort beginnt, wo die Straße scharf links abknickend weitere 200 m bis zur Umgehungsstraße führt. Dazu passt die Erinnerung des Gewährsmanns, dass der Garten des elterlichen Hauses „am Kamm“ ans Ufer der Schwente begrenzt habe. Die Lage zum Fluss findet in Google Maps ihre Bestäti-

gung. Im Messtischblatt ist zudem erkennbar, dass die Kammstraße außerhalb des alten Stadtgrabens lag. –

Eine strategische Bedeutung hat der Ort nie gehabt, und so war denn auch der Deutsche Orden hier nicht mit einer Burg vertreten. Zu einem Handelszentrum fehlte ein breiter Strom mit einem Zugang zur offenen See oder wenigstens einer Furt für den Überlandtransport. Die Schwente war zwar für kleinere Kähne schiffbar, aber zu mehr als dem lokalen Wassertransport reichte das nicht.

So blieb Neuteich noch bis ins späte 19. Jh. geprägt von Ackerbürgern und Handwerkern und von seiner Funktion als Markttort für die umliegenden Dörfer und Weiler.

Elbing

In unserer Familiengeschichte verdient Elbing nicht nur ab 1914 Aufmerksamkeit, nämlich wegen Karl und Anna Lipka und ihrer Söhne Herbert, Heinz und Horst, sondern auch als Heimat der Vorfahrenlinie Korsch seit dem späten 18. Jahrhundert.

Bei ihrer Gründung 1237 war die Stadt so etwas wie ein gemeinsames Projekt zweier Partner: Hier Lübecker Hansekaufleute westfälischer Abstammung, von Westen her über das Meer segelnd, dort der Deutsche Orden, der von Süden kommend seinen strategischen Eckpfeiler in Küstennähe einrichtete.

Die Siedlung am Ufer des Elbingflusses gedieh durch ihren Handel und ihr eifrig ausgebautes Stadtrecht nach Lübecker Vorbild; als Gemeinde minderen Rechtes kam östlich der Altstadt bald die Neustadt hinzu. Die Burg nebenan wurde Sitz des Spittellers, der zum Führungszirkel des Ordens unter dem Hochmeister gehörte und, wie der Name andeutet, die Fachaufsicht über die Hospitäler und die Krankenpflege des Ordens ausübte.

Als nach der Schlacht von Tannenberg 1410 der Deutsche Orden sich gegen den Niedergang stemmte, versuchte er, die Städte ebenso wie das flache Land mit den Kosten zu belasten. Die Elbinger Handelsherren empfanden den zunehmenden Druck als unerträgliche Bevormundung und wendeten sich dem polnischen König zu. In einem Aufstand 1453/54 wurde (wohl mit polnischer Unterstützung) die Ordensburg zerstört, 1466 unterstellte sich die

Stadt im Zweiten Thorner Frieden endgültig der polnischen Krone.

Elbing betrachtete sich nunmehr als freie Stadt, mit dem König als Stadtherren, aber ansonsten mit Polen in keiner Weise verbunden. Die polnische Seite sah das jedoch anders: Bei der Gründung der polnischen Adelsrepublik durch die so genannte Union von Lublin wurde 1569 das gesamte „Königliche Preußen“ kurzerhand in den polnischen Staat eingegliedert.

Auch sonst erlitt die Stadt Rückschläge, während Danzig und Königsberg ihren Aufstieg fortsetzten. Danzig, die strahlende Königin der Ostsee, genoss die besondere Gunst der polnischen Könige und erschloss sich über die Weichsel ein weites Hinterland in Zentralpolen. Einen Gegenpol bildete Königsberg, als Residenz der Hochmeister und später der Hohenzollern spürbar ernster und spröder. Elbing hingegen war handelsgeografisch doppelt abgeschnitten: einerseits von der Weichsel durch die Versandung der Nogat, und andererseits von der Ostsee durch die Verlandung der bisherigen Durchfahrt durch die Frische Nehrung, sodass die Seeschifffahrt nun auf das von Königsberg kontrollierte Pillauer Tief angewiesen war.

Eine Zeitlang profitierte der Handel von der Privilegierung und Niederlassung englischer und schottischer Kaufleute. Noch im 19./20. Jh. lag eine große Brauerei namens „Englisch Brunnen“ nördlich der Stadt; unter polnischer Flagge behielt das Bier bis in die 1990er Jahre wenigstens noch die Initialen „EB“ bei. –

Zur Zeit Friedrich Wilhelms, des „Großen Kurfürsten“, kam erstmals das Interesse der brandenburgischen Hohenzollern an Elbing auf die diplomatische Agenda. Doch ein erstes Abkommen mit Polen 1657 blieb folgenlos. Immerhin wurde das Umland der Stadt (das „Elbinger Territorium“) 1698 vom polnischen König an Brandenburg verpfändet und 1703 vom nunmehrigen Preußen beschlagnahmt. Die Erste Polnische Teilung (1772) war es schließlich, die Elbing endgültig in preußische Hand brachte.

Die neue Zugehörigkeit weckte Hoffnungen, die sich nicht erfüllten. Es blieb ein Auf und Ab, zumal die Finanzen der Stadt wiederholt durch Verpfändung, Besetzungen und Kriegskontributionen auf Jahrzehnte zerrüttet waren.

Danzig hingegen kam zwar erst 1793 an Preußen, also deutlich später; aber als weltgewandte Hauptstadt der Provinz zog es erst

recht die Bewunderung und die Sehnsucht der ganzen Region auf sich. Diese Ausstrahlung hat später auch einige unserer Vorfahren an die Mottlau gelockt.

Aber zurück zu Elbing!

Dass die gehobene Bürgerschaft sich nicht mit der Rolle als brave preußische Untertanen abfinden mochte, sondern sich an den freiheitlichen Bestrebungen der Zeit beteiligte, zeigte 1837 ihre Parteinahme in der Auseinandersetzung um eine Gruppe hochangesehener Professoren der Universität Göttingen. Diese „Göttinger Sieben“ hatten gegen die Aufhebung der Verfassung des Königreichs Hannover durch König Ernst August I. protestiert, worauf sie entlassen und einige gar des Landes verwiesen wurden.

Mit einem der Entlassenen, Wilhelm Eduard Albrecht, einem gebürtigen Elbinger, solidarisierte man sich in einer Grußbotschaft, also einem „offenen Brief“. Das brachte den Unterzeichnern eine barsche Rüge des preußischen Innenministers von Rochow ein:

Es ziemt dem Untertanen, seinem König und Landesherrn schuldigen Gehorsam zu leisten [...], aber es ziemt ihm nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dünkelfhaftem Übermüte ein öffentliches Urteil über die Rechtmäßigkeit derselben anzumaßen.

Daraus wurde rasch das geflügelte Wort vom „beschränkten Untertanenverstand“, wobei die Elbinger die Maßregelung durch die reaktionäre Obrigkeit als unbeabsichtigtes Kompliment auffassten. Einen nachhaltigen wirtschaftlichen Aufschwung der Stadt brachten erst seit Mitte des 19. Jh. der Anschluss an die Königlich Preußische Ostbahn und die Erfolgsgeschichte der Firma Schichau im Schiffs- und Lokomotivbau. (Weil das Fahrwasser des Elbing und des Frischen Haffs für den Bau von Großschiffen nicht genügend vertieft werden konnte, gründete Schichau 1891 eine zweite Werft in Danzig. Sie wurde von den Polen mit einer benachbarten Werft zusammen gelegt zur Lenin-Werft, von wo 1980 die Gewerkschaft Solidarność ihren Ausgang nahm. Also nicht nur ein Unterkapitel in der Rivalität zwischen Elbing und Danzig, sondern auch ein Brennpunkt der jüngsten Geschichte!)

Als Industriestadt wurde Elbing später auch durch Firmen wie Loeser & Wolff (Zigarren) und Komnick-Büssing (Kraftfahrzeuge) bekannt.

1920 folgte ein bitterer Rückschlag: Der Versailler Vertrag trennte durch den Polnischen Korridor Ostpreußen vom „Reich“ und Elbing noch zusätzlich vom alten westpreußischen Hinterland. Die Bevölkerung stagnierte bei ungefähr 100 000 Einwohnern.

Dann kam der Zweite Weltkrieg. Die Genugtuung über die Wiederherstellung der Verbindung nach Westen 1939 hielt nicht lange vor. Zwar waren bis 1944 keine nennenswerten Kriegsschäden zu vermelden, doch Ende Januar 1945 brach die Apokalypse über Elbing herein: Um die deutschen Truppen in Ostpreußen einzukesseln, stieß die Rote Armee von Süden auf die Ostsee zu und legte dabei die Stadt in Schutt und Asche.

Anschließend übernahm der polnische Staat das Kommando, organisierte die Vertreibung der verbliebenen deutschen Bewohner und bevölkerte die Stadt neu mit umgesiedelten Polen. Diese kamen aus denjenigen östlichen Gebieten, die durch die polnische Westverlagerung an die sowjetischen Teilrepubliken Litauen, Weißrussland und Ukraine fielen. Anders als ihre westpolnischen Landsleute kannten sie sich mit dem, was sie aus deutscher Vergangenheit in Stadt oder Land übernehmen sollten, überhaupt nicht aus. Wenn irgendwo mit Recht die Rede von der Stunde Null war, dann hier.

Die Elbinger Neubürger wurden in den Vorstädten untergebracht, während das Trümmerfeld der Altstadt ausgespart und buchstäblich dem Erdboden gleichgemacht war. Aus dem Häuserschutt wurden die Backsteine gelesen und nach Warschau und Danzig verfrachtet, um dort das historische Stadtbild neu herzurichten. Nur ein einziges einsames Gebäude war in der Mitte der Verwüstung instand gesetzt worden: die Nikolaikirche, die von jeher als katholische Hauptkirche gedient hatte.

Seit etwa 1960 gab es Pläne, das Areal der Altstadt wieder zu nutzen – durch große Gebäudeblöcke ohne Rücksicht auf den früheren Straßenverlauf. Man kann diese Bauweise aus dem „realen Sozialismus“ in der Marienburger Altstadt besichtigen, dort immerhin noch unter Beibehaltung alter Straßenfluchten.

In Elbing blieben solche Projekte jedoch im Entwurfsstadium stecken hinaus – nicht zuletzt wohl deswegen, weil die Bevölkerung in den Außenbezirken untergebracht war und die brachliegende Fläche nie als Stadtzentrum erlebt hatte. So war denn auch

keine emotionale Bindung entstanden, und die Lokalpolitik glaubte ohnehin andere Prioritäten setzen zu müssen.

Was dann seit ungefähr 1980 geschah, ist einer mutigen Konservatorin in der Regionalverwaltung zu verdanken: Maria Lubocka-Hoffmann. Sie überzeugte die örtlichen, regionalen und nationalen Entscheidungsträger davon, ein einzigartiges Wagnis zu unternehmen, nämlich die Altstadt im Laufe von Jahrzehnten Straßenzug um Straßenzug wieder zum Leben zu erwecken.

Zuerst wurde eine gründliche archäologische Bestandsaufnahme der betreffenden Häuserzeile vorgenommen. Dann ging man ans Werk, die wenigen erhaltenen Fassadenreste zu rekonstruieren, während nebenan, oft in Anlehnung an alte Grundstückszuschnitte, neue Gebäude entstanden, mit heutigen Materialien erbaut, aber orientiert an Formensprache und Geschosshöhen der Vorgängerbauten. All dieses ging übrigens ab 1990 unter erheblicher finanzieller Unterstützung aus deutschen wie auch europäischen Finanztöpfen vonstatten.

Für die Stadtplanung wurde das Projekt über das konservatorische Experiment hinaus zu einer beispiellosen Herausforderung. Vor allem stellte sich die Notwendigkeit, eine Balance zu finden zwischen zeitgerechten gewerblichen, kulturellen, administrativen Nutzungen einerseits und Wohnzwecken andererseits. Mittlerweile, im Jahre 2012, ist über die Hälfte des Großprojekts verwirklicht. Doch der dadurch in Gang gesetzte soziale und ökonomische Entwicklungsprozess wird noch auf viele Jahre eine Gratwanderung bleiben.

Ungeachtet dessen sollte jeder, der das heutige Elbing besucht, sich in Kenntnis dieser Vorgeschichte auf das neue, helle Bild der Stadt einlassen und sich darüber freuen, wie eine junge Generation von Polen sie als Heimat wahrnimmt und sich gleichzeitig zur deutschen Vorgeschichte bekennt.

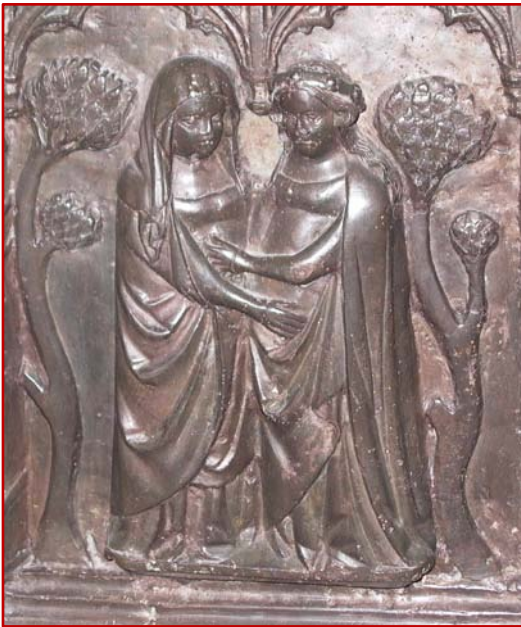
Ich selbst kehre immer wieder gern zu drei Punkten in der Elbinger Innenstadt zurück.

Das erste Ziel ist das Markttor, einerseits wegen des guten Überblicks von der Aussichtsplattform unterm Dach, andererseits wegen der Skulptur des Bäckerjungen. Er erinnert an den Überfall einer Danziger Invasionstruppe 1521. Als die Angreifer in der Morgendämmerung bereits über die Zugbrücke gegen das Tor stürmten, soll ein Bäckerlehrling, zur Frühschicht unterwegs, die

Halteseile des Torgatters mit dem Spaten gerade noch rechtzeitig gekappt haben. Die Bronzeskulptur ist erst vor wenigen Jahren gefertigt und aufgestellt worden. Feiert hier die uralte Elbinger Rivalität mit Danzig eine lokalpatriotische Neuauflage?

Anschließend ist der Gang zum Schneckenberg ein Muss. Man spaziert vom Markttor nach Osten, in den schmalen Park hinein, bis kurz vor der Kreuzung der verkehrsreichen Straßen „Aleja Armii Krajowej“ und „12 Lutego“. Ein Fußweg führt in einer Spirale auf einen kleinen Hügel, den Schneckenberg. Er ist möglicherweise der Rest einer alten Bastion aus den Festungszeiten der Stadt. Von dort aus liegt in Richtung Norden ein Supermarkt – und dieser markiert die Stelle, wo sich früher die Adresse Hansastraße 3 befand. Genauer gesagt, die Vorderfront des heutigen Gebäudes liegt nach meiner Schätzung ungefähr auf derselben Linie wie die Rückfront des damaligen Wohnhauses. Dort, im ersten Obergeschoss, wohnten Karl und Anna Lipka mit ihren Kindern.

Nach einem Schlenker zur Heinrich-von-Plauen-Schule und zu dem Komplex der Gerichtsgebäude findet der Rundweg seinen Höhepunkt und Abschluss in der Taufkapelle der altehrwürdigen



Nikolaikirche inmitten der Altstadt.

Dort steht im linken Seitenschiff ein Taufbecken aus Kanonenbronze, 1387 vom Meister Bernhuser gegossen und vom Alter geschwärzt. Sein Unterbau ist rundum mit Reliefs von biblischen Szenen bebildert. Meine Lieblingsansicht ist Mariä Heimsuchung, Evangelium nach Lukas 1, 39-45:

Maria und ihre Base Elisabeth stehen sich

gegenüber, zwei junge Frauen, jede mit einem unverkennbaren Schwangerschaftsbäuchlein. Und jede legt ihre Hand sacht auf den Leib der anderen, um die Bewegung des Kindes zu spüren. Diese Wiedergabe der Szene habe ich nirgendwo sonst gefunden; denn andere Darstellungen halten sich genauer an den Wortlaut der Bibel, der zufolge nur Elisabeth die Bewegung („das Hüpfen“) ihres Kindes spürt, sodass entsprechend nur Maria nach Elisabeths Kind tastet.

Elisabeth als verheiratete Frau ist hier an dem Schleier zu erkennen, Maria an dem Kronreif.

Für mich symbolisieren die beiden Frauen jenseits des biblischen Bezuges, wie ich mir die Zukunft von Polonia (Maria!) und Germania (Elisabeth) erhoffe: Jede Mutter freut sich über das Kind der anderen ebenso sehr wie über das eigene.

